

Hendrik Conscience



Ein Opfer der Mutterliebe

Ein Opfer der Mutterliebe.

Erzählung
von
Hendrik Conscience.

Münster, 1873.
Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.
Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

Inhaltsverzeichnis

Ein Opfer der Mutterliebe.

I.

II. Unser Leben.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

I.

In dem weiten Corridor seines Landhauses, nicht fern von Avelgem gelegen, stand der alte Herr Sommer, und horchte mit allen Anzeichen der Ungeduld und Unruhe, ob sich draußen vor der Thür noch immer kein anderes Geräusch vernehmen ließe, als das Stampfen der Pferde und die Fußstritte des harrenden Kutschers.

Sehr aufgeregt mußte der alte Herr sein, und Gedanken drückender Art schienen ihn zu quälen, denn zuweilen trat er heftig auf, oder er rieb in trübem Nachsinnen mit der Hand die Stirn, während ihm, wie eine leise Klage, die Worte entschlüpfen:

»Armer Friedrich, wie muß er leiden!«

In diesem Augenblick ward eine Thür geöffnet und ein Diener erschien im Hausflur, eine Reisetasche in der Hand.

Der Herr hielt ihn an und fragte:

»Nun« Baptist, wird mein Sohn endlich abreisen? Der Wagen ist bereits seit einer halben Stunde angespannt.«

»Es wird ihm schwer, sich loszureißen,« erwiderte der Diener, mitleidig den Kopf schüttelnd; »mein junger Herr ist ganz außer sich vor Kummer, doch geht es augenblicklich etwas besser, er hat sich fertig gemacht

und kommt herunter, um, wie er sagt, sofort abzureisen.«

»Ach, das ist gut,« murmelte der alte Herr, mit einem Lächeln der Zufriedenheit, während er in den Gang zurücktrat und eine Nebenthür öffnete.

In dem kleinen Salon, dessen Wände mit den Glasschränken einer Bibliothek bedeckt waren, setzte er sich am Schreibtisch in einen Sessel nieder und sagte nach einer Weile leise vor sich hin:

»Ja, ja, die Liebe! Oft ist sie eine Quelle der seligsten Empfindungen, aber häufig auch martert sie uns mit unsäglichen Schmerzen und der dumpfsten Verzweiflung. Mein armer Junge, er hat ein gutes Herz und einen klaren Verstand, aber jetzt kommt nur sein tiefes Gefühl zur Sprache, und es ist nichts mit ihm anzufangen! . . . Vergangene Nacht konnte ich kein Auge schließen, mich quälte wahrhaftig der Gedanke, er möchte sich ein Leid anthun; aber das war doch glücklicher Weise ein Irrthum, eine übertriebene Angst . . . Dieser falsche van Hochfeld, er soll es mir entgelten! Seit Jahren schien er mein bester Freund zu sein, und nun wagt er es, mich so niederträchtig zu verhöhnen und meinem Sohn das Herz zu brechen! Ich will mich rächen, ja, ich will mich rächen! . . . — aber wie? . . . Sieh, da bist Du noch, Friedrich? Ich dachte du wärest schon abgereis't.«

Ein schöner, junger Mann, von ungefähr 25 Jahren,

war inzwischen eingetreten und hatte sich in der Nähe des Fensters auf einen Stuhl niedergelassen. Ein schmerzlicher Seufzer entfuhr ihm, als einzige Antwort auf die an ihn gerichtete Frage.

»Komm, komm, mein Sohn,« sagte der alte Herr, »sei stark und zeige, daß Du ein Mann bist. Geh' nach Gent, zu Deinem Onkel, bleib einige Zeit dort, und suche Dich etwas zu zerstreuen, denn Dein Schmerz . . . «

»Ach Vater« antwortete der junge Mann, »wüßtest Du, wie tief ich leide! Die ganze Nacht hindurch haben Schnaren von hoffnungslosen Gedanken mich gefoltert, es dreht sich mir Alles vor den Augen, ich bin krank . . . Hast Du denn wirklich dem Herrn van Hochfeld klar gemacht, daß er mir den Todesstoß gibt?«

»Gewiß, ich habe ihm Alles gesagt, was mein Mitleiden und mein gepreßtes Herz mir eingaben.«

»Und er, Vater, er hat sich unwiderruflich geweigert? Aber warum nur? Wir haben uns gern, sind beide von ordentlichen Eltern, das Vermögen, welches wir zu erwarten haben, ist von beiden Seiten ungefähr gleich. Weßhalb also verurtheilt er seine arme Pauline und mich zur tiefsten Verzweiflung!«

»Ich weiß es nicht, mein Sohn; wie ich Dir schon gesagt habe, Herr van Hochfeld antwortete mir nichts anderes als: »es ist unmöglich,« und wie oft ich auch auf's Neue in ihn drang, er wiederholte stets: »es ist

unmöglich.« Und als ich schließlich ärgerlich wurde, und ihn heftig anfuhr, neigte er traurig und fast beschämt den Kopf und seufzte: »Unmöglich, was Sie verlangen ist unmöglich.«

»Also Vater, klagte Friedrich, die Hände krampfhaft gegen die Brust pressend, »also gibt es für mich keine Hoffnung mehr? All' meine Glücksträume sind vernichtet? Ich muß mich beugen, dem schrecklichen Gedanken, daß meine arme Pauline darüber zu Grunde gehen wird . . . oder daß ihr Vater sie zwingt, dem jungen Baron van Lortebach ihre Hand zu geben! . . . Sie haßt ihn, er ist ein widerwärtiger Mensch, ach sie würde sterben vor Ekel und Schmerz!«

»Aber so schweig doch von solchen Unwahrscheinlichkeiten,« unterbrach hier Herr Sommer seinen aufgeregten Sohn. »Weßhalb willst Du Dir ohne allen Grund den Dolch der Eifersucht in's Herz stoßen? Ich habe Herrn von Hochfeld in Betreff des jungen Baron befragt und er hat mir geantwortet, daß er tausendmal lieber Dir als jenem, die Hand seiner Tochter geben würde.«

»Er täuscht Dich, oder sich selbst.« erwiederte Friedrich, »Herr van Hochfeld ist von edler Herkunft sagt man.«

»Aber er legt kein Gewicht darauf, mein Sohn, und er hat mir selbst versichert, daß seine Vorfahren nichts anderes als Kaufleute und angesehene Bürger von Brüssel gewesen. Ich kann den Mann nicht begreifen, er spricht von Dir mit großer Liebe, ja er gibt zu, daß Du ein guter, verständiger Mensch bist und sein Kind ohne allen Zweifel glücklich machen würdest.«

»Und doch weis't er mich ab!«

»Pauline wird, wie er sagt, niemals, oder sehr spät heirathen.«

»Niemals heirathen? aber warum denn nicht?«

»Warum? Weil es unmöglich ist; weiter konnte ich aus ihm nichts herausbringen . . . Nun, mein armer Sohn, folge meinem Rath, bleibe einige Tage in Gent, um dein Gemüth zu beruhigen. Die Liebe läßt Einen oft schrecklich leiden, aber man stirbt nicht davon; die Zeit heilt auch diese Krankheit.«

Der junge Mann stand auf, ging zu seinem Vater und drückte ihn mit thränenden Augen die Hand. Nach diesem stillen Abschied wollte er sich der Thür zuwenden, hielt aber noch einmal seinen Schritt an und sagte seufzend:

»So ist es also beschlossen, Vater? Ich bin unwiderruflich verurtheilt? Pauline soll krank werden und vielleicht gar sterben vor Kummer?«

»Nein, nein, Friedrich, so schwarz mußt Du nicht sehn.

Suche Dich in Gent zu erholen und zu zerstreuen. Dein Jugendmuth wird mit der Zeit schon zurückkehren.«

»Und Du, lieber Vater, willst Du nicht in meiner Abwesenheit noch einen Versuch machen, der mir Trost und Hoffnung bringen könnte? und wäre es auch nur ein matter Schein?«

»Was kann ich Dir versprechen, mein Sohn? Ich habe heute Morgen, kurz ehe Du herunterkamst, einen Boten an Herrn van Hochfeld abgeschickt mit einem langen Brief, worin ich Rechenschaft von ihm fordere und ihn der Hartherzigkeit, Falschheit und des Hochmuths beschuldige. Nachdem ich ihm weiter in Erinnerung gebracht, daß wir seit Jahren die intimsten Freunde waren, — von seiner Seite freilich wohl nur scheinbar, — bedrohe ich ihn mit meiner Verachtung und ewigen Feindschaft, wenn er mir nicht wenigstens die Gründe angibt, die ihn zu einem so unerhörten Benehmen veranlassen. Ohne Zweifel wird er meinen Brief beantworten und wer weiß, ob nicht diese Antwort uns ein Mittel in die Hand gibt, auf seine barsche Weigerung zurückzukommen und seinen Widerruf herbeizuführen. Die Hoffnung ist nur eine schwache, mein Sohn« aber nimm sie immerhin als einen Trost mit aus den Weg.«

»O Vater« rief Friedrich mit hellerem Blick« »dieser einzige Lichtstrahl, wie schwach er auch sei, gibt mir neuen Muth. Möchte doch Gott in seiner Barmherzigkeit uns gnädig sein! Jetzt reise ich nach Gent. In Deine

Hände, lieber Vater, lege ich das Glück meines Lebens, ich beschwöre Dich bei dem Andenken an meine selige Mutter, nichts unversucht zu lassen, Alles aufzubieten, was zum Ziele führen kann, thue es für mich und für die arme Pauline, die sonst gewiß sterben wird. Leb wohl, leb wohl!

Ermuthigende Worte murmelnd, begleitete der alte Herr seinen Sohn bis zur Hausthür, sah ihn den Wagen besteigen und blickte dem Fahrzeug nach, bis die Biegung des Weges es seinen Augen entzog.

Dann kehrte er in die Bibliothek zurück und nahm seinen Platz am Schreibtisch wieder ein.

Nachdem er eine Weile in tiefe Gedanken versunken da gesessen, sagte er, leise in sich hinein sprechend:

»Nein« es ist geradezu unerklärlich! Er erkennt an, daß mein Sohn eine gute Parthie für seine Tochter sei, daß die beiden, aller Wahrscheinlichkeit nach, zusammen glücklich sein würden. Und doch weigert er sich, sie ihm zu geben! Die Hochzeit ist unmöglich, sagt er. Da muß Etwas dahinter stecken! Lastet vielleicht irgend ein unseliges Geheimniß auf dieser Familie? Wenn ich alles wohl erwäge, ist es kein Wunder, daß ich auf solche Gedanken komme. Frau van Hochfeld lebt in einem Zustand beinah völliger Schwachsinnigkeit; was sie spricht, hat oftmals keinen vernünftigen Inhalt oder ist lächerlich, sie muß sicher ihren Verstand verloren haben.

Wie kommt es nun, daß Herr van Hochfeld und Pauline allein dies nicht zu wissen scheinen? Wenigstens benahmen sie sich, als ob sie nichts davon bemerkten. Und dennoch, wenn die Frau mit ihren verglas'ten Augen Pauline anstarrt und in einen Abgrund von Träumereien zu versinken scheint, dann sucht Herr van Hochfeld beinahe ängstlich, sie aus ihrem schwermüthigen Zustande zu befreien. Er erzeigt ihr alle Liebe und Aufmerksamkeit, als ob sie ihn verstehn könnte, er späht nach ihren leisesten Wünschen um sie zu erfüllen. Macht er sich so aus freien Stücken zum Slaven einer Irrsinnigen? Anfangs war ich mehr als einmal in Versuchung, ihn danach zu fragen, aber der flehende Blick meines Freundes hielt mich immer wieder zurück und ich begriff bald, daß Bescheidenheit in dieser Hinsicht eine bindende Pflicht für mich sei. Was bedeutet nun diese ganze Geschichte? Ja, ja, es muß ein schreckliches Geheimniß auf ihm lasten. Ein Verbrechen etwa, ein Strafurtheil? Sollte ein unauslöschbarer Flecken auf ihrer Ehre ruhn? Daraus ließe sich dann auch das Wort: »unmöglich« erklären und dann freilich müßte mein armer Sohn aller Hoffnung entsagen . . . Welch peinliche Ungewißheit! . . . Horch wer kommt da? Der Diener des Herrn von Hochfeld? Die Antwort auf mein Schreiben?«

Wirklich trat in diesem Augenblick der erwartete Bote ein und überreichte im Auftrage seines Herrn ein

ziemlich umfangreiches Paket, sich gleich darauf wieder entfernend.

Hastig erbrach Herr Sommer Siegel und Umschlag des Pakets, welches eine Anzahl verschiedener Papiere enthielt; ein Brief an der frischen blauen Dinte kennbar, fiel zur Erde, er raffte ihn eilig auf, setzte sich wieder und las mit steigender Aufmerksamkeit und Verwunderung:

Hochverehrter Herr Sommer.

»Sie beschuldigen mich der Falschheit, des Hochmuths und der Grausamkeit und behandeln mich, als sei ich der schlechteste und boshafteste Mensch von der Welt. Sie bedeuten nicht, wie mein Herz unter diesen schweren Anschuldigungen leiden muß, da ich doch in voller Wahrheit das Zeugniß ablege, daß ich Sie und Ihren Herrn Sohn liebe und hochachte, als gute, vortreffliche und edelherzige Menschen, auf deren Freundschaft ich den größten Werth lege. Doch ich verzeihe Ihnen, denn Sie sind Vater, und an dem endlosen Schmerz meiner armen Pauline kann ich ermessen, wie Ihr Friedrich leiden muß.

Ewig wollen Sie mich verachten und hassen, sagen Sie, wenn ich Ihnen nicht über die Gründe meiner Weigerung Aufklärung gebe? Wie schwer wird es mir, diese Gründe zu offenbaren, die ich so gern bis zum Lebensende einer mir über Alles theuren Persönlichkeit, verborgen gehalten hätte! Doch beginne ich jetzt voraus

zu sehn, daß mein Geheimniß nicht so lange bewahrt bleiben kann. Und wenn es mir gelänge, der Offenbarung desselben auszuweichen, so müßte ich Pauline tief unglücklich machen, müßte sie zu einem liebeleeren Dasein, zum Verzicht auf das ehrliche Glück während ihres ganzen Lebens verurtheilen. Eine solche Selbstsucht meinerseits, eine solche Aufopferung des lieben unschuldigen Kindes erschrecken mich.

Was nun auch die Folge meiner Eröffnungen sein möge, ich werde Ihnen jetzt erklären, weshalb die Verbindung Ihres Sohnes mit Paulinen eine Unmöglichkeit ist. Vielleicht werden Sie mir dann Ihre Freundschaft zurückschenken, jedenfalls werden Sie erkennen, daß ich nicht aus eigener Wahl, nicht freiwillig Ihnen entgegengetreten bin.

Dieses also ist der Grund meiner Weigerung: Pauline ist nicht unser Kind, sie ist die Tochter eines armen Steinhauers aus Beersel, bei Brüssel.«

Herr Sommer ließ mit einem lauten Schrei des Erstaunens den Brief aus der Hand fallen.

»O Himmel, was ist das nun,« seufzte er; »Fräulein Pauline das Kind eines Steinhauers? Sie ist also arm? besitzt nichts? Aber weshalb hat man uns . . . «

Er griff von Neuem nach dem Briefe und las weiter: »Diese unerwartete Mittheilung überrascht Sie, nicht wahr? Sie klagen mich jetzt wohl der Arglist an« und

glauben, daß ich die niedrige Herkunft des Mädchens Ihnen verborgen gehalten in der schlau berechneten Hoffnung, daß, nachdem die Liebe Ihres Sohnes zu ihr fest und innig geworden, er nicht mehr von ihr würde lassen können. Der Schein trügt Sie auch dieses Mal; nur mit Kummer sah ich die gegenseitige Zuneigung entstehen und wachsen, denn ich war und bin überzeugt, daß eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich ist.

»Aber werden Sie fragen, weshalb habe ich Sie von diesen Verhältnissen nicht früher in Kenntniß gesetzt? Ein anderer noch wichtigerer Grund hielt mich davon zurück. Meine Frau und ich leben in dem Bann eines verwickelten und sonderbaren Geheimnisses, worüber zu sprechen mir nicht gut möglich wäre.

Auch in diesem Briefe kann ich, Ihnen den Schleier davon nicht lüften, es würde zu weit führen, da die Geschichte meines ganzen Lebens gewissermaßen darin verflochten ist. Doch lesen Sie, wenn ich bitten darf, ruhig und mit gutem Herzen die beigegefügte Handschrift; ich habe mich in früheren Zeiten vielfach mit der Literatur befaßt, auch sogar einen Band Gedichte herausgegeben. Diese Geistesrichtung ist es ohne Zweifel, welche mich angetrieben hat, die trüben Geschicke niederzuschreiben, denen meine Frau und ich auf unserem Lebenswege unterworfen worden. Erscheint Ihnen die Schrift zu ausführlich, so mögen sie mit der 35. Seite beginnen. Sie werden die Herkunft und das Loos

von Thereschen Bloempap, so heißt Pauline, darin verzeichnet finden. Und weiter werden Sie die Ueberzeugung gewinnen daß ich dringende Ursache hatte, vor der Offenbarung meines Geheimnisses zurückzuschrecken. In der Hoffnung, daß Sie mir Ihre Achtung nicht länger versagen werden, was auch immer Ihre sonstigen Beschlüsse seien, verbleibe ich Ihr ergebener Diener und Freund

David van Hochfeld.«

Mit niedergeschlagenen Augen blieb Herr Sommer eine Zeitlang in tiefes Nachdenken versunken; die unerwartete Mittheilung hatte ihn mächtig ergriffen.

»Thereschen Bloempap! murmelte er; das schöne, feingebildete und geistvolle Mädchen die Tochter eines Steinhauers! Es ist unglaublich . . . Und er verbarg mir dieses Alles bis zum letzten Augenblick! Ein anderes Geheimniß zwang ihn zu schweigen, sagt er, das schwer auf ihm und seiner Frau lastet. Was das nur sein mag? doch da ist ja die Handschrift, sie wird mir Aufklärung geben.van Hochfeld

Im Begriff nach dem Paket zu greifen, wurde er von seinem Diener unterbrochen, welcher ihm das Frühstück servierte.

»Ich habe eine eilige Arbeit, Baptist,« sagte der alte Herr, »und will nicht gestört sein, wer immer kommen möge nach mir zu fragen, sag', daß ich nicht zu Haus bin,

bis auf weiteren Befehl.«

Hastig trank er eine Tasse Caffee, setzte sich bequem in seinen Sessel, suchte nach dem Anfang des Manuscriptes und las was folgt:

II.

Unser Leben.

Ich bin geboren zu Brüssel in der Bodenbrockstraße. Mein Vater war Kaufmann, er handelte mit Brabantter Spitzen und hatte sich ein ausreichendes Vermögen erworben, um seinem einzigen Sohne ein unabhängiges Leben zu sichern.

Da meine Mutter starb, als ich noch ein kleines Kind war, vereinigten sich in mir alle Gefühle seines liebevollen Herzens. Er sparte nicht Geld noch Mühe, um meine Erziehung ausreichend und früh zu vollenden, und so kehrte ich bereits mit 24 Jahren nach Hause zurück mit dem Diplom als Doktor der Rechte, nicht in der Absicht, mich praktisch der Rechtspflege zu widmen, denn ich hatte nicht nöthig, Geld zu verdienen, sondern nur um ein behagliches Leben durch geistige und wissenschaftliche Fortentwicklung zu verschönern und auszufüllen.

Unserm Hause gegenüber wohnte ein Herr Steurs, ein wohlhabender Fabrikant von Broncewaaren, der seit langen Jahren der nächste Freund meines Vaters war. Er hatte eine einzige Tochter, etwas jünger als ich, deren

Spiele ich in meiner Kinderzeit oftmals getheilt. Und später, als ich auf der Universität war, schwebte das Bild des lieblichen kleinen Mädchens in Stunden des Heimweh's mir wie eine süße Erinnerung vor der Seele.

Jetzt, nach Brüssel zurückgekehrt, hatte ich oftmals Gelegenheit, Maria zu sehn, ich war inzwischen ein ernster junger Mann, sie eine blühende Jungfrau geworden. Die ersten Blicke, die wir wechselten, waren für uns beide gewissermaßen die Verboden einer Zukunft voll Liebe und Glück, an dem Funken der Kinderfreundschaft entzündete sich in unseren Herzen ein heftiges und doch süßes Feuer.

Dennoch vergingen Monate, ehe ich mit dem Bekenntniß meiner Liebe ihr zu nahen wagte; die Aufrichtigkeit und Reinheit meiner Zuneigung, und die große Verehrung, welche sie mir einflöste, machten mich schüchtern wie ein Kind.

Unsere Eltern gewahrten bald, was in uns vorging, und da sie den richtigen Zeitpunkt gekommen glaubten, waren sie selbst es, die das Eis brachen; sie entlockten uns das erste Geständniß und legten eine lebhafte Freude über unsere Liebe zu einander an den Tag.

Sie wollten gemeinschaftlich Alles besorgen und einrichten, was zu unserer Vereinigung nöthig und angenehm war, in wenig Monaten sollte die Hochzeit sein. Unser beider Glück war grenzenlos, wir hörten nicht

auf, Gott für seine Gnade zu danken.

Aber ach, eine schwere Wetterwolke zog sich zusammen an dem schönen, heitern Himmel unseres Glücks.

Es war im Jahre 1830. Holland und Belgien waren noch vereinigt unter König Wilhelm I., doch traten immer mehr die Bestrebungen der Partei hervor, die mit großem Eifer die Trennung Belgiens von Holland forderte und betrieb. Im Volke nannte man die Anhänger der Einheit Orangisten, und die Gegner der Holländischen Herrschaft Patrioten.

Mein Vater war immer ein feuriger Patriot gewesen; da aber sein Freund, Herr Steurs, ein eben so eifriger Orangist war, so entstanden alsbald zwischen ihnen die ersten Wortwechsel, dann bitt're Vorwürfe und endlich ein unversöhnlicher Haß. Der blinde Parteigeist trieb sie so weit, daß sie unsere Verlobung auflös'ten; und beide schworen hoch und theuer, daß sie nimmer eine Verbindung mit der Familie des Todfeindes zugeben würden. Herr Steurs schien noch der Ergrimmteste von beiden zu sein.

Maria und ich, die wir nicht begriffen, wie ein anderes Gefühl als das der Liebe das menschliche Herz erfüllen kann, suchten noch eine Zeitlang gegen unser Schicksal anzukämpfen, aber Alles blieb nutzlos. Unsere Eltern waren unerbittlich und so verstockt in ihrem politischen

Haß, daß sie uns damals, wie ich glaube, ohne nachzugeben und vielleicht sogar ohne Mitleiden, vor Kummer hätten sterben sehen.

Ach, das war ein schrecklicher Zeitraum, voll von Trauer und Verzweiflung für uns! Eingeschlossen in der Wohnung ihres Vaters wie eine Gefangene, beweinte die arme Maria in den bittersten Thränen unser verlorenes Glück. Was mich betrifft, ich kann nicht aussprechen, wie entsetzlich ich durch diesen Schlag getroffen war. Ich trauerte, magerte ab, in meinem Herzen erwuchs, zu meinem eigenen Schrecken, ein Gefühl des Hasses gegen die beiden unmenschlichen Väter, welche um ihrer Leidenschaft zu folgen, ihre Kinder auf dem Altar des Götzen Politik zum Opfer brachten. In meiner Verzweiflung faßte ich heimlich den Entschluß, meine Heimath und meinen Vater zu verlassen. Ich wollte nach Ost-Indien oder nach America gehn, und niemals in das Land zurückkehren, wo mir Alles feindlich und hassenswerth erschien.

Glücklicher Weise entwickelten sich die Staatsereignisse mit großer Schnelligkeit, und zwangen mich, mein Vorhaben einstweilen hinauszuschieben.

Der Ausstand von 1830 brach los, ganz Brüssel stand auf dem Kopf. Der König entsandte eiligst ein Heer, um den Aufruhr durch die Gewalt der Waffen zu dämpfen. Während drei Tagen donnerten die Kanonen und floß das Blut in der oberen Stadt.

Am Abend des letzten dieser drei Tage saß ich einsam in meinem Zimmer, dessen Fenster auf den inneren Hofraum unserer Wohnung gingen, entfernt von der Straße. Ich horchte auf das dumpfe Getöse der Kanonen und den zischenden Laut des Pelotonfeuers. Jede neue Erschütterung machte mich zittern, es war mir als müßten die Kugeln und Granaten einen großen Grabhügel bilden, unter dem mein Lebensglück tiefer und tiefer eingescharrt würde.

Mein Vater hatte inzwischen einige unserer Arbeiter bewaffnet, hatte selbst ein Gewehr ergriffen und war an ihrer Spitze in's Feuer gegangen. War er ein Held, würde er sich unglücklich machen? Ach, diese Fragen beschäftigten mich nur wenig, ich konnte nur an meine arme Maria denken, die seit einigen Tagen krank darniederlag und vielleicht sterben sollte!

Plötzlich hörte ich die Stimme eines unserer Diener hastig meinen Namen rufen, und noch ehe ich die Thür des Zimmers erreichte, um zu fragen, was es gebe, trat er schon herein und sagte in großer Aufregung:

»Herr David, folgen Sie mir schnell! nehmen Sie Pistolen und Jagdmesser zu sich, Ihr Vater schickt mich, Sie zu holen!«

Als ich noch zweifelnd den Kopf schüttelte und nicht gleich einwilligte, theilte er mir mit, daß sich vor dem Hause unseres Nachbarn, des Herrn Steurs, ein großer

Haufen halbtrunkener, wüthender Menschen zusammengerottet hatte. Einige waren selbst schon in das Haus eingedrungen. Sie riefen drohend, daß sie den schändlichen Orangisten an die nächste Laterne hängen und seine Wohnung anzünden wollten. Mein Vater, der hinzugeeilt war, um solche Gewaltthaten zu verhindern, ließ mich rufen.

»Großer Gott, Maria!« rief ich aus, indem ich nach der Wand sprang, die Pistolen in meinen Gürtel steckte, und mein langes Jagdmesser zur Hand nahm.

Ich folgte dem Bedienten, und drang durch die tobende Menge bis in das bedrohte Haus des Herrn Steurs vor.

Eine Bunde rasender Kerle wollte ihm wirklich an's Leben und stieß die schrecklichsten Verwünschungen gegen ihn aus; aber mein Vater mit einigen Leuten, die unter seinem Befehl standen, suchte ihn zu vertheidigen und die Tobenden zur Vernunft zu bringen. Ich hörte wie er ihnen zu wiederholten Malen sagte, daß es verständiger Menschen und wahrer Patrioten unwürdig sei, so die heilige Sache des Vaterlandes durch Gewaltthätigkeit zu entehren und mit dem Blute von Landeskindern zu besudeln.

»Fort mit dem Orangisten! An die Laterne mit dem Verräther!« wurde ihm heulend geantwortet.

Obschon von Natur nichts weniger als blutdürstig, empfand ich einen lebhaften Impuls, dem wüthendsten

dieser Kerle durch den Kopf zu schießen, und ich legte schon die Hand an den Hahn meiner Pistole; doch mein Vater hielt mich zurück, und bedeutete mich, ruhig zu bleiben.

Herr Steurs, dessen Leben in großer Gefahr schwebte, stand neben meinem Vater, bebend und bleich wie ein Leintuch; er sah mit Entsetzen dem Augenblick entgegen, wo man ihn ergreifen, nach außen schleppen und der Raserei der Menge preisgeben würde.

Zum Glück flöß'ten mein Vater und seine Genossen durch ihre entschlossene Haltung Furcht und Achtung ein, sonst wäre es ohne Zweifel bald um das Leben des armen Fabrikanten geschehn gewesen.

Herr Steurs bemerkte in diesem Augenblick, daß zwei oder drei seiner Feinde eine Seitenthür öffneten. Der unglückliche Vater warf einen flehenden Blick auf mich und seufzte kaum hörbar:

»Himmel, meine Tochter! David, David, rette meine Tochter!«

Ich verstand ihn und sprang den Leuten nach.

»O David, Du kommst mir zu Hilfe? Gott sei gepriesen!« rief Maria mit erhobenen Händen, als ich in ihr Zimmer trat; auch die beiden Mädchen, die neben ihr standen, streckten wie Schutz suchend, die Arme nach mir aus; ich aber, ohne auf sie zu achten, spannte meine Pistolen, wandte mich an die beiden anwesenden Kerle

und rief:

»Hier hinaus! Sofort hier hinaus! Zögert keinen Augenblick, oder Ihr seid todt!«

»Nun, nun,« brummt sie, »wir kennen Sie, Herr van Hochfeld, Sie haben nicht nöthig so zu drohen, wir suchen keine Frauenzimmer!«

Und ohne noch sonst Etwas zu sagen, verließen sie das Gemach.

Außer sich vor Schrecken flog Maria mir um den Hals und begann weinend das schreckliche Schicksal ihres Vaters zu beklagen. Ihre trostlosen Worte zeigten mir, daß sie genaue Kenntniß von der Lebensgefahr hatte, worin ihr Vater schwebte.

Ich suchte sie zu trösten und ihr Muth einzuflößen so gut ich vermochte. Wie es kam und sein konnte weiß ich nicht, aber wir sprachen lange zusammen, selbst von unserm verlorenen Glück; ja der Selbstsucht unserer Liebe erschien das Geschehene wie ein Hoffnungsstrahl, der, wenn Gott in seiner Barmherzigkeit die Gefahr wandte, uns Rettung verhiess.

Inzwischen hörten wir fortdauernd Drohungen und heftigen Streit aus dem Saale heraufschallen und ich wollte selbst beim Vernehmen eines ungewöhnlich lauten Geschrei's und Gewühl's meinem Vater zu Hilfe eilen; doch Maria schlang ihre Arme fest um meinen Hals und bat so flehend und erschreckt, sie nicht allein zu lassen,

daß mir der Muth fehlte, mich von ihr zu trennen. Auch verscholl das Geräusch unmittelbar darauf, nur auf der Straße noch hörte man das Schreien und Lärmen der erhitzten Menge.

»Mein Vater trat jetzt mit Herrn Steurs in's Zimmer und sagte lebhaft zu ihm:

»Glauben Sie mir jetzt? Dort ist Ihre Tochter, unbeschädigt und wohlbehalten, Sie sehn nun selbst, daß mein Sohn sie wohl behütet hat.

»Ach Gott wolle ihn dafür segnen, ich bin ihm ewig dankbar,« jubelte Herr Steurs, der durch den ausgestandenen Schrecken noch ganz außer sich war.

»Kommt nun Alle und folgt mir,« sagte mein Vater. »Wir haben die verirrtten Leute zum Glück so weit gebracht, daß sie das Haus verließen, die Hausthür wird von einigen treuen Männern bewacht, aber auf der Straße heult und droht noch das zusammengerottete Volk. Herr Steurs und seine Tochter sind hier nicht in Sicherheit, wir wollen sie durch den Hof in unsere Wohnung bringen und die Thür dort gründlich verbarrikadieren, Komm, David, kommen Sie, Fräulein . . . «

Da fiel mein Auge plötzlich auf einen großen Blutfleck am Fußboden und ich bemerkte, daß mein Vater den linken Arm auf dem Rücken verborgen hielt. Ich sprang auf ihn zu und rief:

»Du bist verwundet, Vaters Dein Blut fließt!«

»Es ist nichts,« antwortete er, »ein leichter Bajonetstich, den ich in dem letzten Gewühl erhalten; zu Hause werde ich etwas Leinwand darum wickeln. Gebt nicht Acht darauf, Kinder, und verlaßt eilig mit mir das Haus!«

Wir folgten ihm durch den Garten und erreichten ohne Unfall ein nach hinten gelegenes Zimmer unserer Wohnung.

»Halten Sie sich nur hier in aller Stille,« sagte mein Vater zu Herrn Steurs. »Ich will ausgehn um Hilfe zu holen gegen die Volkshaufen, die noch immer rasend und heulend Ihr Haus umringen. Durch den geringsten Anreiz könnten diese unzurechnungsfähigen Leute zu neuen Gewaltthätigkeiten übergehn, aber sein Sie ganz ruhig, ich werde mit ausreichender Verstärkung baldmöglichst zurückkehren, und Ihr Eigenthum gegen alle etwaigen Angriffe vertheidigen. Oeffnen Sie Niemanden die Thür, wer es auch sei; ich habe einen Hauptschlüssel.«

Mit diesen Worten verließ uns mein Vater.

Sobald Herr Steurs sich einigermaßen von dem ausgestandenen Schrecken erholt hatte, floß er über in Dank und Bewunderung des Edelmuthes meines Vaters, der sein Leben gewagt und sein Blut vergossen um Jemanden zu beschützen, welcher ihm, in politischer Verblendung, Haß und ewige Feindschaft zugeschworen hatte. Er flehte zu Gott, daß er meinen Vater für seine

Großmuth belohnen wolle.

Maria und ich hörten ihm klopfenden Herzens zu; erwarteten wie doch aus ihres Vaters Munde einige Worte zu vernehmen, die uns eine bessere Zukunft verhiessen; wahrscheinlich würde er auch solche Worte gesprochen haben, eben schien er dazu übergehn zu wollen, doch jetzt ertönten von der Straße her zwischen neuem Wuthgeschrei und rasendem Jauchzen, die dröhnenden Schläge eines Balkens oder andern schweren Gegenstandes gegen das Thor der Broncefabrik. Dieses unheimliche drohende Getöse nahm dem Herrn Steurs die Sprache, er erblaßte und horchte zitternd auf die hohlen Laute, die auch unser Haus in seinen Grundfesten erschütterten.

Selbst als der gewaltige Lärm wieder völlig verschollen war, konnte Herr Steurs seinen Schrecken nicht bemeistern; die eben so plötzlich wie der Lärm entstandene Stille erschien ihm gleich drohend, er murmelte in sich hinein, daß man das Thor zersprengt habe und nun beschäftigt sei, Haus und Fabrik zu plündern. Wir suchten ihm Muth einzureden um ihn zu trösten, doch war es, als ob er uns nicht verstände.

Da hörten wir zu unserer größten Freude den Schlüssel in der Thür sich drehen und gleich darauf trat mein Vater in's Zimmer, ein Papier in der Hand und ein Lächeln der Zufriedenheit auf dem Gesicht.

»Gott sei gelobt, alle Gefahr ist glücklich überstanden,« jubelte er, »ich bin mit hundert Mann zurückgekehrt, die haben das Volk auseinandergejagt und halten die Straße besetzt. Hier habe ich einen schriftlichen Befehl mit dem Siegel der Statthalterschaft, wonach Jeder gehalten ist, den Herrn Jakobus Steurs und sein Hausgesinde unverletzt zu lassen und selbst gegebenen Falls gegen alle Angriffe zu beschirmen. Also Herr Steurs, Sie können mit Fräulein Maria ruhig in Ihre Wohnung zurückkehren und sich unbekümmert schlafen legen, Sie haben nichts mehr zu fürchten. Die ganze Nacht hindurch und auch morgen wird über Sie und Ihre Besetzung gewacht werden.«

Maria ergriff, in tiefster Seele gerührt, meines Vaters Hand, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen, während Herr Steurs, ihm fest in die Augen sehend, ausrief:

»O Hochfeld, wie kann ich Ihnen in meinem Leben Ihren Edelmuth vergelten! Vergeben Sie mir vor Allem, was ich Ihnen zu Leide gethan! Ich wurde Ihr Feind, ich wollte Sie hassen in fanatischer Leidenschaft, und Sie, Sie trotzen selbst dem Tode, um mich und mein Kind zu retten!«

»Es ist wahr, Sie sind ein schlechter Patriot,« sagte mein Vater halb ärgerlich, »aber das bleibt sich gleich, eine so furchtbare Mißhandlung hatten Sie doch nicht verdient . . . Und was hat die arme unschuldige Maria in

ihrem Unglück mitgelitten! Außerdem, als ich Sie in Gefahr sah, habe ich mich nur unserer alten Freundschaft erinnert. Diese Freundschaft kann nun zwar fortan zwischen uns nicht länger fortbestehn, aber wenn man, wie wir, von Kindesbeinen an bis in's späte Alter einander eine innige Zuneigung gewidmet, da bleibt im Grunde des Herzens doch immer Etwas stecken.«

»Lieber Hochfeld, Sie haben mir heute das Leben gerettet, erweisen Sie mir eine zweite Wohlthat,« bat Marias Vater. »Machen Sie mich ganz glücklich, vergessen Sie, was zwischen uns vorgefallen und schenken Sie mir Ihre Freundschaft zurück.«

»Unmöglich! Sie lieben das Vaterland nicht,« ward ihm zur Antwort.

»O, ich glaubte es so aufrichtig zu lieben,« seufzte Herr Steurs.

»Die Ueberzeugung kann man nicht nach Gutdünken ändern, aber ich gebe Ihnen hiermit die Versicherung, daß ich niemals wieder ein Wort über Politik sprechen und mich in keiner Weise in die Angelegenheiten des Landes mischen will. Kommen Sie, Hochfeld, Seien Sie großmüthig bis zum Ende, reichen Sie mir wieder die Hand, die ich tausendmal in wahrer Freundschaft gedrückt habe.«

Mein Vater trat einen Schritt zurück und brummte kopfschüttelnd:

»Ich drücke nur Leuten die Hand, welche es mit ihrem Vaterland gut meinen und sich nicht weigern, an seiner Befreiung mitzuwirken.

»Ach, so sei es denn,« rief Herr Steurs. »Aus Dankbarkeit zu Ihnen, und um Ihre kostbare Freundschaft zurückzugewinnen, will ich meinem Kopf und Herzen Gewalt anthun. Verfügen Sie über mich und über mein Geld nach Ihrem Gutdünken, zum Wohle unseres Vaterlandes, von nun an bin und bleibe ich Patriot gleich Ihnen!«

Mit großer Freude umarmte mein Vater seinen wiedergefundenen Freund, beide jubelten und jauchzten wie über einen glänzend errungenen Sieg.

Maria war niedergekniet, und dankte Gott mit erhobenen Händen, auch ich hatte die Augen zum Himmel erhoben, unsere Herzen klopfen hörbar vor Rührung und Hoffnung.

»Nicht wahr, Hochfeld,« fragte jetzt Herr Steurs, »Sie schenken mir ihre ganze Freundschaft zurück? Alles ist zwischen uns wieder wie vordem.«

»Alles wie vordem.«

»Was auch immer der Ausgang der Bewegung sein mag?«

»Ja, Freund Steurs, seien Sie nur ein treuer Patriot wie ich, wir wollen zusammen triumphieren oder leiden für unser Vaterland.«

»Und der gute David und meine arme Marias unsere Feindschaft hat sie beinah vor Kummer sterben machen. Sollen sie noch länger trauern?«

»Also Sie stimmen zu?« rief mein Vater jubelnd.

»O dann sollen sie Hochzeit feiern so bald es immer möglich ist! Komm, Maria, komm, David, an mein Herz, laß mich meine glücklichen Kinder umarmen!«

Mit einem Freudenschrei eilten wir in meines Vaters Arme, auch Herr Steurs bezeugten wir unsere Dankbarkeit und Liebe. Die Thränen unserer beiden Väter vermischten sich mit den unsern, und dieser Tag, der gedroht hatte, durch Feuer und Blut und Mord unser Glück zu vernichten, wurde so der schönste unseres Lebens . . . «

III.

Drei Monate später war ich der glückliche Gatte meiner geliebten Maria.

Unsere Eltern hatten, nicht fern von Brüssel, in der Umgegend von Ukkel, ein Landgut für uns angekauft und uns ein Jahreseinkommen ausgesetzt, das uns gegen alle Sorgen sicherte. Außerdem blieb in meines Vaters Haus zu Brüssel eine ausreichende Wohnung zu unserer Verfügung, so daß wir die geräuschvollen Belustigungen der Hauptstadt, wie auch die stillen Freuden des Landlebens nach Herzenslust und eigener Wahl genießen konnten.

Allmählig vergaßen wir jedoch beinahe die Stadt, und wenn wir nicht von Zeit zu Zeit unsere Eltern besucht, so hätten wir das schöne Paradies zu Ukkel wohl kaum verlassen, lebten wir doch ganz dem Glück unserer Liebe. Fröhlichere und zufriedener Menschen wie wir beiden während der ersten zwei Jahre nach unserer Hochzeit können auf der Erde nicht gefunden werden.

Da aber begann eine Betrübniß, ja ein tiefes Leid allmählig unser Glück zu verdunkeln; meine gute Maria klagte zwar nie in meiner Gegenwart, doch gewahrte ich oftmals in ihren schönen Augen die Spuren heimlich vergossener Thränen.

Wir hatten keine Kinder, und immer mehr schwand die Hoffnung, daß Gott uns deren schenken würde.

Im Laufe des dritten Jahres mehrte sich Maria's Trübsinn. Da mein Vater seit einigen Monaten vollständig bettlägerig war, in Folge von Rheumatismus und Gicht, mußte ich sehr oft nach Brüssel, um die geschäftlichen Angelegenheiten unseres Hauses im Auge zu behalten. Maria weigerte sich gewöhnlich, mich in die Stadt zu begleiten und blieb nicht selten ganze Tage allein in Ukkel.

Das trug nicht wenig dazu bei, ihre Niedergeschlagenheit zu nähren und ich begann endlich zu fürchten, daß ein andauerndes Leiden daraus entstehen könnte. Es fehlte Etwas in ihrem Leben, ein Gegenstand auf den sie den übergroßen Reichthum ihrer Liebe richten konnte.

Eine unwiderstehliche Sehnsucht hatte sie ergriffen, ein Sehnen nach einem Sprossen, darin unser beider Sein zu einem einzigen Wesen verschmelzen würde.

Unser Landhaus war häufig angefüllt von Kindern, meistens armen kleinen Mädchen, Töchtern der Tagelöhner einer nahegelegenen Fabrik.

Maria wußte sie an sich zu ziehn durch unaufhörliches Austheilen von Leckereien und Spielsachen; sie nahm sie auf den Schooß, streichelte und küßte sie mit Thränen in den Augen.

In der ganzen Umgegend rühmte man die Frau van Hochfeld als eine gute, weichherzige Dame, die große Liebe zu Kindern hatte; doch fanden selbst die ärmsten Arbeiterfrauen wie unwissend und einfältig auch immer, in ihrem Mutterherzen wohl die Auflösung des räthselhaften Schmerzes meiner Gattin, und sagten oft mitleidig:

»Arme Frau van Hochfeld, wie unglücklich ist sie, keine Kinder zu haben!«

Wer beschreibt unsere endlose Freude, unsere innige Seligkeit, als sich endlich Zeichen einstellten, daß Gott unser jahrelanges Gebet erhört; als Alles ringsumher meiner Maria schon im voraus zuzurufen schien: Mutter! Mutter! Mutter!«

Ach dieser beglückende Name wird oft nur um den Preis bitteren Leidens erkaufte. Maria schwebte am Rande des Grabes, doch selbst halb sterbend blickte sie noch selig lächelnd in die blauen Augen des Kindes, das sie an ihr klopfendes Herz gedrückt hielt.

Endlich erholte sie sich, nach langer schwerer Krankheit.

Wie kann nur das Herz einer Frau solch' reichen Schatz an Liebe bergen! Eine Mutter geht ganz auf in ihr Kind, jeder Schlag ihres Herzens ist ihm gewidmet; und doch auch, wie verehrt und liebt sie wieder den Vater des Kindes, dessen geliebtes Ebenbild sie neu aufleben sieht.

Wieder öffnete sich vor uns eine Zukunft voll Glanz und Sonnenschein, wieder waren wir die glücklichsten Menschen der Erde.

Unser Kind war ein Mädchen; wir hatten es, zum Gedächtniß an Maria's Mutter, Pauline getauft.

Es wuchs kräftig und fröhlich heran. Als seine Züge sich entwickelten und feste Formen annahmen, ward es so lieblich, daß Jeder sich daran erfreute der es sah. Es hatte himmelblaue Augen, blondes Lockenhaar, rosige Wangen und ein Mündchen wie Corallen; wenn es lächelte, glaubten wir einen kleinen Engel zu sehen.

Vielleicht überschätzten wir noch in unserm Elternstolz die Reize der kleinen Pauline. Wer in Gegenwart meiner glücklichen Frau bezweifelt hätte, daß unser Kind das schönste der ganzen Welt sei, würde sicher für unsinnig oder neidisch erklärt worden sein. Doch wie dem auch sei, unser Paulinchen war in der That ein liebliches hübsches Kind.

Der Besitz von Kindern hat, mehr noch als jeder andere irdische Besitz, eine dunkle Schattenseite. Im Gegensatz zu der unsäglichen Freude, welche Angst, welche Schmerzen und Sorgen verursacht er den Eltern! Ach und der Maaßstab, nach dem die Größe des Leides sich berechnet, ist die Traurigkeit der Liebe.

Das Zahnen, die Masern, der Keuchhusten, Leibschmerzen, Halsweh, Erkältungen und hundert

andere Qualen noch schlimmerer Art, welche die Kindheit unaufhörlich bedrohen, — welche Quellen der Mutterangst und stets wiederkehrender Schmerzen.

Wie das Glück und die Freude meiner armen Maria unbegrenzt waren, ebenso endlos war auch ihr Kummer beim geringsten Unwohlsein des Kindes. War Paulinchen blaß, ihre Mutter erbleichte gleichzeitig; hatte das Kind Fieber, die Mutter zitterte; hustete es, sie fühlte den Schmerz in ihrem Halse oder vielmehr im eignen kummervollen Herzen.

Nach und nach entwickelte sich aus der beständigen Angst eine Art krankhafter Aufregung, welche die Nerven meiner Frau in einem Grade angriff, daß sie bei der kleinsten Veranlassung weinte, klagte und sich benahm, als ob das Leben des Kindes in Gefahr sei. Als Mann und Vater hielt ich es für meine Pflicht, mit meinem ganzen Einfluß dieser übertriebenen Angst entgegenzuwirken und zeigte oft einen Ernst, der meinem Herzen eigentlich fremd war, so daß Maria mir einst unter einem Strom von Thränen zu verstehen gab, ich könne das Kind nicht halb so innig lieb haben als sie. —

Paulinchen wurde inzwischen 2 Jahre alt, ohne daß die vorübergehenden Unpäßlichkeiten eine nachtheilige Wirkung auf ihre Gesundheit hinterlassen hätten, im Gegentheil sie erschien uns schöner und kräftiger denn je zuvor. Ihre Wangen trugen die blühendsten Farben, dabei war sie aufgeweckt und fröhlich, und schwätzte wie eine

kleine Elster . . . Daß sie jetzt von ihrer Mutter verwöhnt, bewundert wurde, wer wird daran zweifeln.

Um diese Zeit ereignete sich Etwas, dessen ich hier nicht erwähnen würde, wenn es nicht dazu diente, spätere Vorfälle verständlich zu machen.

An einem gewissen Tage, da ich in Geschäften nach Brüssel geritten, waren einige unserer Bekannten aus der Umgegend gekommen, um meine Frau zu besuchen. Während Maria dieselben empfing und unterhielt, hatte sie dem Kindermädchen befohlen, mit der kleinen Pauline in dem großen Hofraum spazieren zu gehn. Es war während vieler Tage kaltes und regnerisches Wetter gewesen, jetzt schien die Sonne hell und warm, ein Aufenthalt in der freien Luft mußte dem Kinde wohl thun.

Wohl zwei Stunden blieben die Besuchenden bei meiner Frau; sobald sie von deren Gegenwart befreit war, lief sie in den Hof und rief mit lauter Stimme nach Christinen, dem Kindermädchen, aber Niemand antwortete ihr.

Das beunruhigte sie, denn die Sonne versank schon hinter den Bäumen, die Luft war kühler geworden und der Abend begann hereinzubrechen.

Sofort sandte sie all unsere Diener aus, um im Garten nach dem Kindermädchen zu suchen, aber keiner fand sie. Man meinte, daß sie durch die offenstehende

Hinterthür den Garten verlassen haben müsse und wahrscheinlich in der Unterhaltung mit irgend einer Arbeiterfrau aus der Nachbarschaft die Zeit vergessen habe.

Ihre tiefe Angst so viel als möglich verbergend, sandte Maria die Dienstboten in der ganzen Umgegend umher, aber alle kehrten betrübt und erschreckt zurück, keiner trachte Kunde von den Vermißten.

Begreiflicher Weise wurde die Aufregung meiner armen Frau durch den Umstand vermehrt, daß seit den letzten Monaten um Brüssel verschiedene Kinder gestohlen worden waren; wenigstens trug man sich im Volk mit allerlei schrecklichen Gerüchten von geraubten Kindern.

Da nun der Abend immer näher kam und die Dunkelheit dichter ward, zweifelte die gequälte Mutter nicht mehr an dem entsetzlichen Schicksal; mit einem lauten Angstschrei meinen Namen ausrufend, sank sie ohnmächtig zusammen.

Einer der Bedienten sprang zu Pferde und kam im vollen Trab nach Brüssel geritten, um mich zu benachrichtigen.

Es ist unnütz, mein eignes Entsetzen zu schildern; eiligst ließ ich satteln und zwanzig Minuten später hielt das dampfende und schäumende Pferd vor der Thür unseres Landhauses.

Ich fand meine Frau mit der kleinen Pauline auf dem Schooß; sie küßte das wiedergefundene Kind mit fieberhaftem Entzücken; aber ihr Gesicht war bleich und in ihren Augen glühte das Feuer einer unverkennbaren, wenn auch vorübergehenden Geistesverwirrung.

Man erklärte mir, wie das Kindermädchen durch einen Soldaten, einen ehemaligen Spielgefährten aus ihrem Dorfe, vor das Thor des Gartens gelockt worden war. In Unterhaltung vertieft, war sie eine Zeitlang mit ihm spaziert und dann in einer einsamen Schänke eingekehrt, um in seiner Gesellschaft ein Glas Bier zu trinken. Endlich, mit dem Hereinbrechen des Abends, war sie heimgekehrt. Das Kind war unbeschädigt, es lachte und jauchzte, als es seine entsetzte Mutter wiedersah.

Dieser Vorfall nun ließ auf das Gemüth meiner Frau einen tiefen Eindruck zurück. Obwohl ihre Gesundheit äußerlich nicht benachtheiligt schien, ward es mir doch klar, daß die ohnehin schon so große Reizbarkeit ihrer Nerven sich noch bedeutend gesteigert hatte.

Von dem Tage an fand sie keinen ruhigen Augenblick mehr, wenn nicht das Kind auf ihrem Schooß saß oder an ihrer Seite spielte. In der Nacht hörte ich sie nicht selten ein angstvolles Hilferufen ausstoßen, wenn schwere Träume ihr Räuber zeigten, die ihr das geliebte Töchterchen zu entreißen drohten.

Im Uebrigen war sie äußerst gut und liebevoll gegen

mich, niemals ungeduldig, immer sonst wie ein Engel
und in ihren günstigen Stunden selbst fröhlich, lebhaft
und anmuthig.

IV.

Während mehr als einem halben Jahr unterbrach keine Störung irgendwelcher Art die Ruhe unseres Lebens, und ich bemerkte mit Freuden, daß die nervöse Reizbarkeit meiner Frau sich langsam aber sichtlich verminderte.

Plötzlich brachte man uns die betrübende Kunde, daß der alte Herr Steurs von einem Schlaganfall betroffen war.

Maria wurde durch diese unerwartete Trauernachricht aufs tiefste betrübt, sie war untröstlich und weinte viele Tage hindurch, denn sie hatte ihren Vater sehr lieb gehabt.

Ich fürchtete, daß dieser herbe Schlag ihre Nerven aufs Neue und noch heftiger aufregen würde, doch darin hatte ich mich glücklicherweise getäuscht. Es scheint in der That, daß zwei große Schmerzen, wenn sie zu gleicher Zeit das menschliche Herz bedrücken, sich gewissermaßen gegenseitig aufheben, indem sie gemeinschaftlich eine Quelle der Kraft werden gegen jeden einzelnen Schmerz in's besondere. Nach einigen Monaten der tiefsten Betrübniß blieb Maria nur die süße, stille Erinnerung an den geliebten Todten, der im Himmel jetzt wohl ohne Zweifel den Lohns seines tugendhaften Lebens genoß.

Noch ein volles Jahr der Ruhe und Zufriedenheit war uns vergönnt. Unsere kleine Pauline hatte das Alter von 4 Jahren erreicht, sie erblühte wie eine frische Rose, in Schönheit und Lieblichkeit Sie war unsere Freude, unsere Hoffnung unser Stolz, Maria lebte allein für und durch ihr geliebtes Kind.

Doch ach jetzt zog sich eine dunkle unheilschwere Wolke an dem Himmel unseres Glücks und unserer Liebe zusammen, die nur zu bald ihre vernichtenden Blitzstrahlen auf uns schleudern sollte.

Es war an einem heißen Tage des Jahres 1835; wir waren mit der kleinen Pauline nach Brüssel gefahren, um meinen Vater zu besuchen, der schwer an der Gicht erkrankt darnieder lag.

Da er solches Vergnügen und so viel Erheiterung in der Lebhaftigkeit unseres Töchterchens fand, blieben wir länger als gewöhnlich bei ihm, und kehrten erst nach Ukkel zurück, als es schon anfang dunkel zu werden. Der Wind blies jetzt stark aus Norden, die Luft war rauh und kalt, man hätte glauben können es würde schneien.

Wir wandten alle Vorsicht an, um unser Paulinchen der Einwirkung des schneidenden Windes zu entziehn; Maria wand das Kind in ihren Shawl, und verbarg es so warm unter einer Decke, daß es kaum athmen konnte.

Ohne Unfall kamen wir in Ukkel an, und als wir sahen, daß Paulinchen nach ihren Spielsachen griff und fröhlich

im Zimmer umhersprang, verschwand unsere Besorgniß gänzlich. Wohlgemuth legten wir sie in ihr schönes Bettchen und gingen dann selbst zur Ruhe.

Gegen Morgen, beim ersten Tagesgrauem weckte mich Maria; sie stand bereits fertig angekleidet neben dem Bette und sagte mit angsterfülltem Gesicht:

»David, David, hast Du es nicht gehört? wirklich nicht? Du schläfst aber auch gar zu fest.«

»Was ist es denn, das dich beunruhigt,« fragte ich.

»Das Kind ist krank, es wirft sich unruhig in seinem Bett umher, es hustet, ringt nach Athem . . . ach ich bin ganz verwirrt!«

»Nun, nun, Maria,« tröstete ich, »Du must dich nicht so leicht aufregen, wahrscheinlich täuscht Dich Deine übergroße Sorge; und gesetzt auch daß Paulinchen sich gestern Abend im Wagen erkältet hätte, wie manches Unwohlsein muß ein Kind nicht durchmachen, ehe es groß ist.«

Inzwischen stand ich aus und zog meinen Schlafrock an; ich trat an das Bettchen und beobachtete das Kind, es lag und schlief und ich konnte nichts Außergewöhnliches daran entdecken, als vielleicht daß es etwas mühsam athmete. Mit leiser Stimme suchte ich meine bekümmerte Frau zu trösten und ihr einzureden daß ihre Sorge ungegründet sei, aber meine Worte blieben fruchtlos, sie sei überzeugt, sagte sie, daß das Kind sehr unwohl und

vielleicht von einer schweren Krankheit bedroht sei. Der Doktor müsse sofort geholt werden.

Unser gewöhnlicher Arzt war Herr Vloebergs, einer meiner guten Freunde, mit dem ich auf der Universität zusammen studiert, und der sich dann in Brüssel niedergelassen hatte. Er fand bald eine große Praxis und war ein angesehener, viel gesuchter Mann, vorzüglich hatte meine Frau volles Vertrauen in seine Wissenschaft und Erfahrung. Ich erbot mich, selbst nach Brüssel zu fahren und den Doktor zu holen, Maria aber, vor dem Gedanken zurückschreckend, mit dem Kinde allein zu bleiben, ersuchte mich, seinen Boten nach der Stadt zu senden, mit einem dringenden Briefchen für Herrn Vloebergs.

Nachdem ich ihren Wunsch erfüllt, kehrte ich zu ihr zurück und ließ nichts unversucht, sie zu beruhigen und zu trösten.

Während einiger Stunden gelang es mir; denn das Kind schlief ruhig weiter und, die Athmenbeschwerde und ein ganz leises Röcheln in der Brust abgerechnet, war nichts Unheilverkündendes zu bemerken. Das erhielt unsere Geduld aufrecht, sonst würde das lange Ausbleiben des Boten uns betrübt und geängstigt haben. Schon seit einer Stunde hätte er zurück sein können, und noch immer konnten die andern Bedienten, die wir auf die Chaussee geschickt hatten um nach ihm auszusehn, keine Spur von dem Wagen entdecken.

Plötzlich erbleichten wir beide . . . Paulinchen hatte sich krampfhaft in ihrem Bettchen bewegt und machte eine gewaltsame Anstrengung zu athmen. Dann haftete sie, scharf und heiser, doch als ob dadurch ihr Hals Luft bekommen hätte, blieb sie wieder liegen und schlief weiter.

Aber in diesem sonderbaren, abgebrochenen Husten lag ein hohler rauher Ton, der uns vor Schrecken zittern machte; man hätte glauben sollen, das kurze Bellen eines jungen, träumenden Hundes zu hören.

Stille, doch bitt're Thränen entströmten Maria's Augen und mit schmerzlicher Stimme bat sie mich, eiligst nach Ruysbrock zu fahren, um von dort einen Arzt zu holen, der uns schon früher in einem Nothfall beigestanden hatte.

Ich kleidete mich rasch an und griff nach meinem Hut um ihrem Rath zu folgen, da ich aber im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, entfuhr mir ein Freudenruf, denn ich hörte draußen vor der Hausthür einen Wagen halten; also mußte der Arzt gekommen sein!

Ich öffnete die Thür des Zimmers um Herrn Meebergs entgegen zu laufen, — aber der Bote allein trat auf mich zu und erwiderte aus meine hastige Frage:

»Der Doktor war bereits ausgegangen, als ich an seinem Hause schellte; ich habe ihn lange aufgesucht, endlich traf ich ihn, wie er eben in seinem Wagen durch

den Park fuhr. Er bedauerte sehr, nicht augenblicklich mit nach Ukkel kommen zu können, da er bei einer Consultation erwartet würde am Todesbette einer Dame, aber, fügte er bei, die Consultation könne nicht lange dauern und dann würde er unter allen Umständen sofort hierher fahren und mindestens in einer Stunde hier sein, das heißt von jetzt ab in einer halben Stunde, denn wie sehr ich auch das Pferd antrieb, habe ich doch zwanzig Minuten gebraucht um von Brüssel zurückzukommen.«

Diese Botschaft war sehr niederschlagend, doch ermuthigte uns die Ueberzeugung, daß Herrn Vloebergs Versprechen sich erfüllen würde; auch schien das Kind nun wieder ruhig zu schlafen.

Nach einer Viertelstunde indessen erlitt das arme kleine Geschöpf einen neuen Anfall seiner Qual; es mußte husten und konnte nicht, es öffnete weit die Augen und blickte flehend und klagend seine zitternde Mutter an. Dem Gesichtchen sah man an, daß es weinen wollte, aber kein Laut kam aus der Kehle, bis endlich der gefährliche Husten, das entsetzliche Hundebellen, uns das Herz erzittern machte.

Momentan erleichtert und abgemattet, ließ die kleine Kranke das Köpfchen auf die Seite sinken und schien wieder zu schlummern.

Maria schlang ihre Arme um meinen Hals und vergoß bitt're Thränen an meiner Brust; sie sagte kein Wort, aber

ich fühlte wie sie bebte, die arme angstgequälte Mutter . . .

Da endlich ertönte Pferdegetrappel im Hof! Herr Vloebergs war da! Wirklich, ehe ich noch eine Bewegung machen konnte, um ihm entgegenzugehen, öffnete er schon die Thür unseres Zimmers und rief uns lächelnd zu:

»Nun meine lieben Freunde, was soll denn die Angst und Sorge auf Ihrem Gesicht? Eine Erkältung wohl? Die wollen wir bald vertrieben haben!«

Maria ergriff seine Hand, als ob sie das Leben ihres Kindes von ihm erflehen wolle. Der Arzt, der ihre übergroße Reizbarkeit kannte, faßte ihre Worte nicht ernst auf und sprach als ob nicht der mindeste Grund zur Besorgniß vorhanden sei.

Dann nahm er einen Stuhl, setzte sich an das Bettchen und begann die Pulsschläge des leidenden Kindes zu zählen und auf seinen Athem zu lauschen.

Meine arme Frau hielt die Augen starr auf ihn gerichtet, um jeden seiner Gedanken zu errathen; all' ihr Empfinden schien einzig darauf beschränkt.

»Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr,« sagte er fest, »die Kleine hat sich eine arge Erkältung zugezogen, doch ich denke, wir werden sie schon bemeistern.«

In diesem Augenblick aber warf das Kind sich krampfhaft herum, es machte gewaltsame Anstrengungen

zu athmen. Der Husten klang diesmal noch schauriger, hohl und trocken wie das Krähen eines heisernen Hahns . . .

Der Arzt fuhr zusammen und schien selbst zu zittern . . . Ein Angstschrei entwand sich der Brust meiner Frau, weinend und schluchzend fiel sie an meinen Hals, während ihre bleichen Lippen das Wort: »sterben« murmelten.

»Aber verehrte Frau,« sagte der Doktor, der wieder ganz gefaßt und ruhig schien, »Sie thun Unrecht, sich selbst so zu quälen. Gewiß scheint das Unwohlsein der kleinen Pauline ernster Natur zu sein, aber Kinder werden durch jede, auch die geringste Krankheit, sehr mitgenommen und erholen sich eben so schnell wieder. Ich will Etwas verordnen, um ihren Athem wieder frei zu machen, es ist ein Brechmittel, das Sie ihr andauernd eingehen müssen, zuerst einen Kinderlöffel voll und dann einen Theelöffel, jede halbe Stunde bis zu meiner Rückkehr. Ich will sofort nach Brüssel, um eine Arznei zu holen, in die ich das größte Vertrauen setze, ich bleibe nur so lange aus als dringend nöthig ist, und komme dann spornstreichs zurück.«

Er stand auf und wandte sich der Thür zu, um uns zu verlassen, während Maria die behenden Hände nach ihm ausstreckte und mit herzzerreißenden Tone ausrief:

»Ach Herr Doktor, retten Sie mein Leben, heilen Sie

mein armes Kind!«

Der Arzt aber, als hörte er das Flehen nicht, verschwand eilig aus dem Zimmer.

Unter dem Verwand, ihm das Geleit zu geben, lief ich ihm nach, um zu wissen, wie es mit dem Kinde stände; er suchte anfangs mich mit allgemeinen Ausdrücken abzufinden, da ich ihm aber bemerkte, daß er selbst bei dem schrecklichen Husten zusammengefahren sei, sagte er bewegt meine Hand ergreifend:

»Ja, mein armer Freund, Ihr Paulinchen ist sehr gefährlich erkrankt. Ich verstehe und würdige die Angst Ihres Vaterherzens, aber vergessen Sie nicht, daß Sie Ihren ganzen Muth zusammen nehmen müssen, um wenigstens scheinbar ruhig zu sein und Ihre Frau aufrecht zu halten und zu trösten. Thun sie sich Gewalt an, damit sie die ganze Schwere der traurigen Lage nicht zu tragen habe.«

»Ach Gott, was fehlt denn nur dem armen Kindchen?« seufzte ich voller Verzweiflung.

»Das werde ich Ihnen bald sagen können,« erwiderte er. »Ich werde zurückkehren mit dem berühmtesten Kinderarzt von Brüssel, dem alten Herrn Poels, zu Zweien werden wir dann der Krankheit mit allen Waffen der Wissenschaft und Erfahrung entgentreten. Doch für jetzt Adieu, halten Sie mich nicht länger auf.«

Und er sprang in seinen Wagen, dem Kutscher

zurufend:

»Vorwärts, vorwärts, schnell wie der Wind, zum Hause des Doktor Poels!

Da stand ich nun, zitternd vor Aufregung, und wie vernichtet von dem schrecklichsten Vorgefühl, doch hatte ich nicht lange Zeit, nachzudenken. Was mochte meine arme Frau indessen anfangen? Nach Oben mußte ich. Der Doktor hatte mit Recht mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich der Mann sei und daß ich, wie entsetzlich ich auch leiden möge, doch die Pflicht habe, Ruhe und Muth zu zeigen, um meiner Frau in ihrer tödtlichen Angst beizustehen.

Ich fand Maria mit dem Kopf auf dem Bettchen des Kindes, das Kissen war naß von ihren heißen Thränen.

Welche Versuche sie auch machte, um mich über die Größe der Gefahr auszuforschen, ich konnte es nicht über's Herz bringen, sie aufzuklären, sondern suchte durch hoffnungsvolle Worte ihr einigen Muth einzuflößen. Voraussehend, daß das Erscheinen eines zweiten Arztes sie sehr erschrecken würde, da solche Consultationen ja gewöhnlich oder fast immer einen äußerst gefährlichen Zustand andeuten, machte ich sie glauben, daß nur auf meinen Vorschlag unser Freund Vloebergs den alten Herrn Poels mitbringen würde.

Die Arznei war inzwischen besorgt worden und wir gaben sie dem Kinde der Vorschrift des Arztes gemäß

ein; doch schien sein Leiden sich dadurch nur zu vermehren.

Ach welch' schmerzliche, welch' schreckliche Zeit! Welche Ewigkeit von Angst und Qual während der anderthalb Stunden, die bis zur Ankunft der Aerzte verlief! Beschreiben kann ich es nicht, die Noth steigerte sich von Minute zu Minute, und endlich lag unser armes Kindchen da, gewaltsam und krampfhaft nach Athem ringend als ob es im Augenblick ersticken sollte.

Maria gebärdete sich wie eine Wahnsinnige; sie rief alle Dienstboten zusammen, um sie nach Aerzten auszusenden, befahl ihnen gleich darauf wieder zu bleiben, stürzte am Bettchen nieder und erfüllte das Zimmer mit Hilferufen; dann wieder sank sie schwer in einen Sessel, als würde sie von einer Ohnmacht befallen. Aber in solchen Augenblicken, wenn sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verließen, sprang sie wieder krampfhaft auf und begann in neuer Aufregung im Zimmer umher zu laufen.

Soll ich von mir selbst sprechen? In einem Abgrund von Gram lag ich versunken, ich, der bedroht war, zu gleicher Zeit mein geliebtes Kind und meine Frau zu verlieren! Und doch gaben Pflichtgefühl und Liebe mir die Kraft, Ruhe und Muth an den Tag zu legen.

Endlich kamen die Aerzte, ernst und selbst düster sahen sie drein. Ihre ersten Worte gingen dahin, meine

Frau zu vermögen, das Zimmer zu verlassen und da sie sich weigerte, forderten sie es mit aller Strenge.

Was sie aber auch vorbrachten, Maria war nicht zu entfernen, sie wollte bei ihrem Kinde bleiben sagte sie, keine Macht der Erde würde sie zwingen, es auch nur einen Augenblick zu verlassen und wenn Gott es in den Himmel rufen würde, so wollte sie anwesend sein, um den letzten Seufzer von den kleinen Lippen zu küssen. Nichts war im Stande, sie wankend zu machen, mein Rath, meine dringenden Bitten blieben furchtlos.

Da begannen die Aerzte, die Augen auf das Kind gerichtet, Latein zu sprechen und ich bemerkte mit Entsetzen, wie jedes ihrer Worte und jede ihrer Bewegungen meine Frau vom Kopf bis zu den Füßen erzittern machte. Sie weinte nicht mehr, ihre Augen waren starr und funkelnd. Man hätte glauben sollen, daß sie die Doktoren für ihre Feinde hielt, die sie mit ihren Blicken tödten wolle.

Die Unterredung währte nicht lange. Gleich nachher gaben mir die Aerzte zu verstehen, daß sie mich allein zu sprechen wünschten und ersuchten mich, sie in ein anderes Zimmer zu führen.

Ich brachte sie am Ende des Ganges in ein Gemach, worin ein Bett sich befand. Hier sagte der alte Herr Poels zu mir:

»Herr van Hochfeld, ich muß Sie bitten, all Ihren Muth

zusammen zu nehmen, und mit Ruhe die Mittheilung entgegenzunehmen, die ich Ihnen jetzt zu machen habe. Jede Minute, die verfließt, kann die letzte Hoffnung auf Rettung vernichten. Das Kind bat die Halsbräune . . . «

Ich sah ihn mit verwirrtem Blick an, als ob ich ihn nicht verstünde.

»Das Kind hat die Halsbräune,« wiederholte er, »und zwar so stark und so gefährlich, daß es in weniger als einer Viertelstunde mit ihm zu Ende gehn kann, wenn wir nicht Hilfe schaffen. Ein Mittel nur bleibt uns noch, es zu retten, wenigstens die Rettung zu versuchen, wenn es nicht schon zu spät ist. Sind Sie damit einverstanden?«

»Großer Gott, was haben Sie vor?« rief ich aus.

»Wir müssen eine Oeffnung in die Kehle schneiden, um das Kind künstlich athmen zu lassen, sonst erstickt es ohne allen Zweifel. Wollen Sie uns Ihre Hilfe dazu leihen?«

»Gewiß, wenn es sein muß! Ach arme Mutter, unglückliche Maria!«

»Wir werden jetzt zu dem Kinde zurückkehren,« sagte der Arzt, und noch einmal versuchen, Ihre Frau zu entfernen, denn sie würde uns hinderlich sein; auch wäre es für sie selbst nicht ohne Gefahr, wenn sie das Blut ihres Töchterchens fließen sähe. Merken Sie nun wohl auf und seien Sie eingedenk Ihrer Pflicht als Gatte und Vater. Wenn sich Frau van Hochfeld noch ferner weigert,

uns allein zu lassen, werde ich einen günstigen Augenblick erspähen, das Kind aus seinem Bettchen nehmen und mit ihm in dieses Zimmer flüchten. Sie müssen Ihre Frau zurückhalten, wenn es sein muß mit Gewalt, Sie müssen sie einschließen, bis unser trauriges Geschäft vollbracht ist. Das Leben Ihres Kindes kann möglicher Weise der Preis Ihres Starkmuthes sein; wird er sie verlassen bei solchem Ziel?«

Das Uebermaß des Leidens und der Gefahr gab mir plötzlich meine ganze Entschlossenheit zurück.

»Nein, nein,« rief ich aus, nur rasch, meine Herren, ich werde Ihnen zeigen, daß ich meine Pflicht erkenne!«

Sie folgten mir wieder in's Schlafzimmer. Es ging, wie der alte Doktor vorausgesehen hatte, weder Bitten noch Gewalt konnten Maria bewegen, sich von ihrem Liebling zu trennen, ihr Mutterherz ahnte wohl, was vorgehen sollte.

Wie dem auch sei, — als sie sich wieder einmal an meinen Hals geworfen hatte, als wenn sie mich um Hilfe anflehn wolle, nahm der Arzt das Kind aus seinem Bettchen und lief eilig damit aus dem Zimmer.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr meiner Frau; sie hatte die Absicht des Doktors errathen. Rasend wie eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat, sprang sie ihm nach, ich aber faßte sie um den Leib, Herr Vloebergs und eine kräftige Magd standen mir bei und so hielten wir sie

wie an den Boden festgenagelt. Als sie den alten Doktor mit ihrem Kinde verschwinden sah, stieß sie noch einen Schrei aus, so schneidend, als ob das Herz ihr breche, und sank dann kraftlos und ohnmächtig in meine Arme.

»Setzen Sie sie auf einen Stuhl,« sagte Herr Vloebergs, während er sich entfernte, »und lassen sie einige Augenblicke ganz in Ruhe, besprengen dann Stirn und Puls mit kaltem Wasser. Schließen Sie die Thür von innen; wenn Ihnen ihr Leben lieb ist, so tragen Sie Sorge, daß sie das Zimmer nicht verlasse.«

Da lag sie nun bleich und regungslos, und ich saß neben ihr; meinen entsetzten Augen erschien sie schon wie eine Leiche. Ich weinte nicht, nur die Zähne preßte ich ans einander in heftigem Schmerz, ich war wie von Sinnen . . . Die endlose Tiefe meines Leibes hielt mich aufrecht, und verlieh mir eine Art künstlicher oder vielmehr krankhafter Stärke.

Nach Verlauf einer kurzen Zeit begannen wir mit Wasser und Essig Versuche anzustellen, meine Frau aus ihrer Ohnmacht aufzuwecken. Lange blieb Alles wirkungslos, ich weiß nicht genau mehr was ich that, meine Seele war bei meinem Kinde, das ich im Geiste martern sah. Und ich konnte nicht fort, um es vielleicht vor nutzlosen Qualen zu schützen.

Endlich bemerkte ich an gewissen leichten Bewegungen, daß Maria aus der Besinnungslosigkeit

erwachte. Ich theilte eilig der Magd meine Absicht mit, zu dem Kinde zu gehen und empfahl ihr dringend, gleich nach meiner Entfernung die Thür von innen zu schließen, den Schlüssel in ihrer Tasche zu verbergen, meine Frau aber glauben zu machen, daß ich von außen den Riegel vorgeschoben habe.

Ich flog durch den Gang und erreichte in wenigen Sätzen das unglückliche Zimmer, worin die Aerzte waren . . . Großer Gott, welche Finsternisse umgaben mich da! Ich sank nieder in einen Sessel und schlug mir krampfhaft die Stirn. Hatten meine Augen recht gesehn? Ja, ja, es war vollbracht: Dort lag mein armes Kind mit bleichem Gesichtchen und blauen Lippen! Kein Zweifel mehr! Mein Freund Vloebergs, selbst blaß vor Angst und Kummer, wollte mich beruhigen, doch seine Worte durchborten mir das Herz wie eben so viele Dolchstiche.

»Ein wenig Muth, unglücklicher Hochfeld,« sagte er, »Gott hat ihr Kind zu sich gerufen, es ist ein Engelchen im Himmel.«

Da brach die scheinbare Stärke zusammen, ich schlug die Hände vor die Augen und zerfloß in einen Strom von Thränen.

Während der alte Arzt beschäftigt war, so viel wie möglich die Blutspuren der Schnittwunde abzuwaschen oder zu verbergen, suchte Vloebergs durch Worte der Theilnahme mir einige Erleichterung zu bringen. Doch

ich hörte nicht auf ihn und konnte nichts als in der tiefsten Verzweiflung den Namen meines todten Kindes murmeln, und den meiner armen Maria.

Plötzlich ertönte die klagende Stimme meiner Frau im Gange. Herr Vloebergs sprang hinzu um die Thür zu schließen, aber ehe er sie noch erreichen konnte, stürzte Maria mit fliegenden Haaren in das Zimmer — und Zähneknirschend, mit geballten Fäusten, rief sie dem alten Doktor drohend zu:

»Räuber! Scheusal! Ungeheuer! wo hast Du mein Kind? mein Kind!

Der Greis zeigte stumm auf die kleine Leiche.

»Dies mein Kind? mein Paulinchen? Ha, ha, welch' abgefeimte Lüge!« lachte Maria höhnisch. »Du hast mein Kind geraubt, ich weiß es genau. Aber Du sollst es mir zurückgeben, oder ich reiße Dir die Augen aus dem Kopf! Schnell sofort, mein Kind! mein Kind!«

Und da Herr Poels wieder schweigend nach dem Bette wies, flog Maria auf ihn zu, kratzte mit ihren Nägeln ihm die Wangen blutig und riß ihm die Kleider vom Leibe.

Mit Anwendung aller Gewalt gelang es uns endlich, sie von ihm fortzureißen; in ihrer blinden Muth würde sie ihn ermordet haben.

Entsetzliches Schicksal, sie war wahnsinnig, nichts konnte sie zur Besinnung bringen. Niemanden kannte sie mehr, auch Vloebergs und mich hielt sie für Räuber ihres

Kindes.

Wie soll ich den unseligen Zustand beschreiben? Um die arme Wahnsinnige zu hindern, sich selbst und Andern ein Leid anzuthun, mußten wir zu gewaltsamen Mitteln unsere Zuflucht nehmen . . . Eine Stunde später stand ich wie vernichtet indem Gang, den Kopf in den zitternden Händen, in dem Zimmer an der einen Seite lag mein Kind, kalt und todt, in dem an der andern meine arme Frau, mit Stricken auf dem Bette festgebunden, tobend und heulend . . . Ach, wie vermag der Mensch solch herbe Schicksalsschläge zu überleben!

V.

Am folgenden Tage war es den Aerzten durch stark wirkende Arzneien einigermaßen gelungen, die furchtbare Aufregung von Maria zu vermindern und ich begann zu hoffen, daß ihr Irrsinn nur vorübergehend sein würde. Gegen Mittag lösten wir ihre Bande und sie erkannte mich. Was sie sprach hatte aber keinen Sinn, ihr Gehirn schien gelitten zu haben.«

Auch im Uebrigen wurde unser Hoffen bald zerstört. Maria erlitt einen Anfall von Tobsucht und wollte über mich herfallen in dem Wahn, daß ich Herr Poels sei, der Räuber ihres Töchterchens.

So dauerte der entsetzliche Zustand mehrere Tage, mit Zwischenzeiten verhältnismäßiger Ruhe und wiederkehrenden Wuthausbrüchen, die immer an Heftigkeit zunahmen.

Wir glaubten zu bemerken, daß das Bettchen, die Kleider, die Spielsachen des Kindes, ja selbst die Orte, wo es an ihrer Seite sich herumbewegt hatte, nachtheilig auf sie wirkten. Die Aerzte erklärten, daß an Besserung nicht zu denken sei, so lange, sie die Personen und Gegenstände um sich habe, die sie an die jüngste Vergangenheit erinnerten, ein Wechsel der Umgebung sei durchaus nothwendig. Wie schmerzlich es mir auch war,

ichs mußte meine Zustimmung dazu geben, Maria für einige Zeit in einem Irrenhause unterzubringen.

Zum Glück befand sich eine solche Anstalt eine gute halbe Stunde von unserm Landhause. Meine Frau sollte dort mit der größten Sorgfalt, und so zart als möglich behandelt werden, ein Zimmer und ein besonderes Gärtchen für sich allein haben und mit den übrigen Irren niemals in Berührung gebracht werden. Dies war das einzige Mittel, welches noch Aussicht auf Genesung bot, die gänzliche Entfernung von der gewohnten Umgebung und die tiefste Einsamkeit würden allein vermögen, die übergroße Aufregung ihrer Nerven zu besänftigen. Aufschub und längeres Hinhalten war nicht thunlich, da jede verzögerte Stunde nur dazu dienen konnte, das Leiden tiefer einzuwurzeln.

Nur mit Entsetzen erinnere ich mich jener schrecklichsten Zeit meines Lebens, des unseligen Tages, da ich Morgens die Leiche meines Kindes zum Kirchhof geleitete und Nachmittags meine arme Frau zu dem andern Grabe, dem Irrenhause führte.

In namenloser Verzweiflung kehrte ich zurück zu unserm Landhause, wo die düstere Einsamkeit mir aus allen Zimmern entgegen grinste und mich wie ein Gespenst verfolgte.

Und der nächste Tag und die darauf folgenden Tage mußten noch elender sein. Ich durfte meine Frau nicht

besuchen. Zwei Wochen zum wenigsten, vielleicht noch länger, sollte sie dort bleiben ohne Jemanden zu sehn, den sie vordem gekannt hatte.

Ich floh von dem Landhause fort nach Brüssel, um dort an dem Bette meines kranken Vaters einigen Trost zu finden. Doch was konnte der liebevolle Greis anders als mit mir weinen über den Tod unseres Kindes und das schreckliche Schicksal meiner Gattin.

Ein unwiderstehlicher Drang trieb mich nach Ukkel zurück. So weit von Maria mochte ich nicht leben, am dritten Tage war ich schon wieder auf dem Landgute.

Um für die mich bestürmenden hoffnungslosen Gedanken einige Ableitung zu suchen, wanderte ich durch die Felder, und gewöhnlich trugen mich meine Füße in die Nähe des Irrenhauses. Ich ging hin und her, immer von Neuem dahin zurückkehrend, ich betrachtete die Fenster mit klopfendem Herzen und weinte bei der schmerzlichen Vorstellung, daß meine heißgeliebte Frau wie eine Gefangene dort eingeschlossen saß . . . Vielleicht ohne alle Hoffnung, für immer . . .

Am fünften oder sechsten Tage nach meiner Rückkehr aus Brüssel war ich wieder des Morgens bis zum Irrenhause gegangen, ich hatte angeschellt, um den Arzt nach dem gegenwärtigen Zustande meiner Frau zu fragen. Er wußte mir keine tröstende Antwort zu geben, im Gegentheil. Maria hatte am Abend vorher in einem

argen Wuthanfall ihn für den Räuber ihres Kindes angesehen und ihm einen heftigen Schlag auf den Kopf beigebracht. Jetzt war sie nun wieder beruhigt, aber man konnte der scheinbaren Fassung niemals trauen, da sie oft plötzlich in Raserei ausbrach. Der Arzt hatte wenig Hoffnung auf Heilung, das war mir nur zu klar.

Als ich in ihn drang um zu erfahren ob er mir kein Mittel zu nennen wüßte das noch versucht werden könnte, und sollte es unser ganzes Vermögen kosten, sagte er mir traurig:

»Nichts, ich weiß nichts; sanfte Behandlung und Ruhe, später Zerstreuung und Anleitung von ihren trüben Erinnerungen. Wenn ihre Krankheit eine andere Ursache hätte, wenn man ihr zurückgeben könnte, was sie verloren hat . . . Aber der Tod ist unerbittlich.«

»Mit diesem trostlosen Bescheid wurde ich entlassen; ich entfernte mich auf einem einsamen Wege, denn mein gepreßtes Herz war voll zum Ueberströmen, ich mußte mich ausweinen.

Während ich so trägen, wankenden Schrittes weiter ging, sah ich von fern einen alten Mann, dem Anschein nach einen armen Tagelöhner, auf einem Baumstamm sitzen. Was meine Aufmerksamkeit besonders auf ihn lenkte, war, daß er ein kleines Mädchen fest in den Armen hielt und sie tröstend zu streicheln schien.

Als ich näher herankam, ließ er das Kind los, und er

sah mich an, mit Thränen in den Augen.

Warum blieb ich zitternd stehn, als ob ich vom Schlage gerührt sei? Was war es, das ein verwirrtes Lächeln, eine fast sinnlose Freude plötzlich in mir weckte? Sah ich wirklich mein Kind, mein Paulinchen in dieser ärmlichen Kleidung? Das waren ihre blauen Augen, ihr Korallenmündchen, ihr blondes Lockenhaar, dasselbe Alter, der nämliche Ausdruck! Etwas bleicher schien sie wie gewöhnlich, aber das war ja natürlich, das arme Kind hatte doch so viel gelitten!

Ich war der Spielball einer fremdartigen Täuschung, das fühlte, das wußte ich wohl; und doch war die Aehnlichkeit so hervortretend, daß mehrere Augenblicke vergingen, ehe ich von meinem unsinnigen Zweifel befreit wurde.

Meine Aufregung bezwingend, näherte ich mich dem Alten und fragte ihn theilnehmend:

»Ihr seid traurig, mein Freund? Euer Kindchen hat geweint? Was bedrückt Euch?«

»Ach Herr,« sagte er, »mich dauert unser gutes Thereschen. Ihr Vater ist lange todt, er war mein Sohn, und nun ist auch die Mutter vor ein paar Wochen gestorben. So ist sie nun ohne Eltern und muß in's Waisenhaus, denn sehen Sie, Herr, ich bin lahm mit dem linken Fuß, ich wohne in einem Kämmerchen, nicht viel größer wie ein Kamin und verdiene täglich kaum genug

um nicht Hungers zu sterben.«

Während der alte Mann also klagend zu mir sprach, hielt ich den Blick unverwandt auf das süße Gesichtchen des armen Kindes gerichtet. Der stille Glanz dieser himmelblauen Augen übte einen unbeschreiblichen Zauber auf mich, und wieder entstand in mir die sinnlose Frage, ob ich nicht meine kleine Pauline lebend und in voller Gesundheit wiedersah. Seltsame Empfindungen waren es, die mich bestürmten, eine wunderbar verlockende Hoffnung senkte sich mir in's Herz.

»Doppelt fühle ich jetzt das Unglück, arm zu sein,« fuhr der Greis fort. »Ich bin ihr Großvater, ich sollte für sie sorgen, aber ach, ich kann es nicht! Mein armes Thereschen im Waisenhaus! Vielleicht ist es gut dort für Kinder, aber . . . «

Und er begann still zu weinen. Das kleine Mädchen schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihm die Thränen von den Wangen.

Ich setzte mich neben ihn auf den Baumstamm und erfaßte seine Hand. — Nicht aus Mitleiden, es war ein anderes Empfinden, das mich gänzlich beherrschte.

»Wie heißt Ihr;« fragte ich, »und wo wohnt Ihr?«

»Ich heiße Thomas Bloempap, Herr,« war die Antwort. »Ich wohne zu Brüssel, im Paddengang, und bin Steinhauer, wie auch Thereschens Vater war.«

»Könnt Ihr das Kind nicht einige Augenblicke von uns

entfernen?« flüsterte ich ihm in's Ohr. »Ich möchte mit Euch über Etwas sprechen, das Euch wahrscheinlich Freude machen wird.«

Der Mann sah mich verwundert an, doch zeigte er sich bereit meinen Wunsch zu erfüllen.

»Thereschen,« sagte er, »sieh dort, in der Wiese jenseits des Weges, stehen viel schöne Blumen; geh, und pflücke davon, bis ich dich rufe. Dieser Herr hier hat die Blumen so gern.«

»Jawohl, mein liebes Kind,« fügte ich bei, »geh' und bring mir bald einen Strauß, dann schenke ich Dir eine große schöne Puppe.«

Hüpfend und jauchzend lief das erfreute Kind der Wiese zu.

»Guter Alter, Ihr seht hier neben Euch einen Mann so kummervoll, daß sein Leid nicht mit Worten zu beschreiben ist. Ich hatte ein Kind, ein liebes kleines Mädchen, wie Euer Thereschen, sie war das Licht unserer Augen, die Freude unserer Seele, die Waldrose ist nicht frischer und blühender. Vor zehn Tagen befiel sie eine plötzliche Krankheit und sie starb . . . Meine arme Frau wurde durch diesen furchtbaren Schlag so tief getroffen, daß sie von Sinnen kam und wir sie, um fernem Unglück vorzubeugen, in's Irrenhaus bringen mußten. Was mich betrifft, so könnt Ihr denken, wie bitter, wie unerträglich mein Leben geworden ist. Ich stehe jetzt

allein in der düstern, einsamen Welt wie in einer Wüste.«

»Ach, Herr, welch' schweres Unglück,« seufzte der Greis theilnehmend.

»Euer Thereschen,« fuhr ich fort, »gleicht so sehr unserm verstorbenen Töchterchen, daß ich im ersten Augenblick zweifelhaft war, ob ich es nicht vor meinen Augen neu erstehen sah. Ihr beklagt das Schicksal des Kindes, das die Eltern verloren, ich dagegen betrauere den Verlust meines einzigen Kindes. Gott hat es wohl gefügt, daß wir uns begegnen mußten. Es gibt einen Weg, Thereschen für ihr Leben glücklich zu machen und zugleich mir einige Hoffnung, einiges Licht zurückzugeben in die Dunkelheit meines trüben Verlassenseins.«

Wieder ergriff ich seine Hand und sagte beinah flehend:

»Ueberlasset mir das Kind, ich will es lieb haben wie mein eignes, will es aufziehn und unterrichten. Es wird schöne Kleider haben, und Spielsachen und Leckereien; in einem schönen großen Hause soll es wohnen, in der Kutsche spazieren fahren, bedient werden durch Knechte und Mägde . . . Werdet Ihr Euch weigern?«

Das Gesicht des alten Mannes war sehr ernst geworden, er schien vor meinem Vorschlag zu erschrecken und schüttelte nachdenkend den Kopf.

»Ihr weist solch' beneidenswerthes Geschick für Euer

armes Thereschen zurück?« rief ich aus, »Ihr wollt sie lieber in's Waisenhaus bringen? Und glaubt noch, sie gern zu haben?«

»Das ist es nicht, Herr,« brummte der alte Steinhauer. »Wer seid Ihr? Euch soll ich das Kind meines Sohnes abtreten? Ich kenne Euch nicht . . . «

»Ihr wißt doch, daß an dieser Landstraße, ungefähr zehn Minuten von hier, ein Landhaus steht mit zwei steinernen Löwen vor dem Thor?«

»Gewiß, gewiß,« antwortete der Mann, »ich habe an den Ringmauern des Hofes mit gearbeitet. Da wohnt der Herr van Hochfeld.«

»Haltet ihr denn die Hochfelds für brave Leute?«

»Die wohlthätigsten Menschen von der Welt,« versicherte der Greis, »die Frau besonders ist weit und breit bekannt wegen ihrer Milde und Güte.«

»Nun denn« mein Freund» sagte ich« »da wird Euch die Nachricht nicht unangenehm sein, daß Ihr gegenwärtig mit dem Herrn van Hochfeld sprecht.«

»Sie? Sie Herr van Hochfeld? der Eigenthümer des schönen Hauses? Und Sie wollen mein Thereschen annehmen als ihr eigenes Kind? So reich, so glücklich soll sie werden? O Gott sei gepriesen, der Ihnen den Gedanken eingab!«

»Also Ihr seid einverstanden?«

»Ich küsse in tiefster Dankbarkeit Ihre Hand,«

gnädiger Herr!«

»Damit sind wir aber noch nicht fertig,« fügte ich bei, ich habe keine Kinder und meine Verhältnisse gestatten mir, zugleich auch für Euer Wohlergehn Sorge zu trugen. Ihr seid alt und gebrechlich, das Arbeiten muß Euch schwer fallen; Ihr verdient wohl zwei Franken täglich?«

»Nicht jeden Tag, Herr.«

»Das bleibt sich gleich. Von jetzt an, und so lange Thereschen bei mir ist, erhaltet Ihr jede Woche 15 Franken; so werdet Ihr Eure alten Tage in Ruhe und Frieden zubringen können. Außerdem werde ich suchen, Euch ein Pöstchen als Aufseher oder so etwas zu verschaffen, und was Ihr dadurch verdient, soll dazu beitragen, Eure Mittel noch zu vermehren. Ihr scheint mir nicht zu trauen? Nehmt hier das Goldstück von 20 Franken, das ist für die erste Woche, den Rest mögt Ihr als extra Gottesspende betrachten.«

Der alte Mann starrte einen Augenblick wie erschreckt das Goldstück an, das in seiner Hand glänzte. Als er dann den Blick wieder zu mir erhob, war sein Ausdruck kummervoll.

»Nun, welch, plötzliche Furcht bewegt Euch?« fragte ich.

»Ach Herr,« seufzte er, »soll ich dann mein Thereschen niemals wiedersehen?«

»So oft Ihr wollt, mein Freund,« antwortete ich ihm.

»Kommt so oft es Euch gefällt, Ihr werdet immer freundliche Ausnahme finden. Nur möchte ich Euch bitten, die ersten vierzehn Tage nicht zu kommen, ein gewichtiger Grund veranlaßt mich dazu, und außerdem muß das Kind sich an die neuen Verhältnisse erst gewöhnen; wäret Ihr bei ihm, würde es sich schwerer an uns anschließen.«

Mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit legte nun der alte Steinhauer seine schwielige Hand in die meine und sagte:

»So mag es gehen, Herr van Hochfeld. Ich weiß daß Sie ein edelmüthiger, redlicher Mann sind. Nehmen Sie denn mein Thereschen, seien Sie ihm ein guter Vater, und möge Gott im Himmel Sie belohnen für Ihre Großmuth gegen sie und mich alten Mann.«

Ich unterhielt mich noch eine Zeitlang mit ihm, um die Einzelheiten unseres Uebereinkommens zu regeln, schrieb die Nummer seiner Wohnung in mein Notizbuch und händigte ihm eine Karte ein, auf welcher der Name des Notars stand, bei dem er wöchentlich die versprochenen 15 Franken in Empfang nehmen sollte.

Endlich machte ich ihm begreiflich, weshalb ich verlangte, daß Thereschen Bloempap fortan Pauline van Hochfeld heißen solle; ich ersuchte ihn, dem Kinde klar zu machen, welche unerwartete Veränderung in seinen Verhältnissen eingetreten sei und es durch gütliches

Zureden zu ermuthigen, sein neues Loos mit Liebe und Freude zu ergreifen. »Ach Herr, in der Beziehung haben Sie nichts zu fürchten,« erwiderte er. »Thereschens Mutter war eine stille, sanfte, gutmüthige Frau, sie hat das Kind sorgfältig erzogen und ihm artige Manieren beigebracht. Und dann ist Thereschen selbst so lieb wie ein Engel. Sie werden selbst sehen, wie Sie aus Dankbarkeit Sie gern haben und streicheln wird, man kann nicht anders, man muß ihr gut sein. Lassen Sie mich jetzt nur zu ihr in die Wiese gehen! wenn ich zurückkomme, wird sie wissen, daß Gott ihr einen neuen Vater geschenkt hat, der sie glücklich machen will für ihr ganzes Leben.«

Damit stand der Greis auf und ging zu dem kleinen Mädchen in die Wiese.

In tiefe Betrachtung versunken blieb ich zurück, denn ein Plan war in mir erwacht, den ich als Rettungsmittel nicht allein für mich, sondern zumeist für meine unglückliche Maria hoffnungsvoll begrüßte. Wohl verdüsterten sich zuweilen meine Züge, wenn ich an die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens meines Unternehmens dachte, aber in meinem trostlosen Zustande war jeder, auch der kleinste Hoffnungsschein, erquickend und belebend wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht.

Lange blieb ich so mit meinen Gedanken allein, bis das Geräusch von Fußritten mich weckte welche mir die

Rückkehr des Greises anzeigten.

Da kam er heran, das Kind an der Hand; ein stilles, schüchternes Lächeln erglänzte auf dem lieblichen Gesichtchen. Zögernd näherte es sich bis auf einige Schritte und blieb dann stehen, mein ernstes Aussehen mußte es eingeschüchtert haben. Deßhalb blickte ich es liebevoll an, streckte ihm meine Arme entgegen und rief:

»Komm doch, komm zu mir, mein Kind!«

Beruhigt und durch den Greis ermutigt, lief Thereschen auf mich zu, kletterte auf meine Kniee, schlang die Aermchen um meinen Hals und flüsterte, indem sie mich zärtlich küßte, mit ihrem Silberstimmchen:

»Vater, lieber Vater, o ich will Dich immer so lieb haben!«

Was in mir vorging, als ich das Wort Vater wieder hörte, kann ich unmöglich beschreiben. Ich drückte das süße kleine Mädchen an mein Herz, gab ihm seine Küsse zurück und brach dann in Thränen aus, Thränen der Rührung und Freude, denn der unaussprechliche Eindruck, den ich an mir erfahren, ließ mich hoffen, daß mein Vorhaben gelingen würde.«

Eine Weile blieb ich noch so in Gedanken versunken, daß weder die Liebkosungen des Kindes, noch die Worte des Greises mich weckten; dann stand ich auf, um mit beiden zu meinem Hause zu gehen.

Unterwegs lief das Mädchen an meiner Hand; ich erzählte ihr von den schönen Puppen, von den wunderbaren Spielsachen, welche ich ihr geben würde, und von dem großen Garten voller Blumen, in dem sie fortan täglich sich umhertreiben könne. Bald hatte ich des Kindes ganzes Vertrauen gewonnen, es begann frei und zwanglos zu schwätzen und entzückte mich wahrhaft durch seine Freude über das verheißene Glück und durch sein einfältiges, süßes Geplauder.

Zu Hause angekommen; versammelte ich alle unsere Domestiken in dem Saal, wohin ich den alten Mann geführt hatte und sagte sehr ernst zu ihnen:

»Ihr seht hier ein kleines Mädchen, das fortan hier im Hause wohnen wird. Ich wünsche und befehle, daß Ihr sie pflegt und behandelt wie mein eigenes Kind, dessen Stelle sie durchaus einnimmt. Paulinchen ist gut und verständig . . . «

»Paulinchen,« flüsterten die Leute, indem sie überrascht und mit erstaunten Blicken das Kind betrachteten.

Es freute mich innerlich, daß das Aeußere von Paulinen, — denn so will ich sie fortan auch nennen, — auf meine Dienerschaft denselben Eindruck machte, wie auf mich selbst. Doch ließ ich ihnen keine Zeit, mir in Gegenwart des Kindes Bemerkungen darüber zu machen, sondern befahl der Köchin, den Greis in das

Speisezimmer zu führen und ihn mit Wein und Fleisch zu bewirthen, während ich das älteste Dienstmädchen, eine treue und verständige Person, bat, mir mit Paulinchen nach oben zu folgen.

In das Zimmer getreten, wo mein verstorbenes Kind gewöhnlich einen Theil des Tages zugebracht hatte, setzte ich Paulinchen in Besitz der Puppen und all der ausgesuchtesten Spielsachen. Das Mädchen war so froh und so glücklich in diesem Kinderreichthum, daß sie sich jubelnd auf dem Teppich niedersetzte und bald in Bewunderung der schönen Puppen, mit ihren großen glänzenden Glasaugen und den gelben Flachshaaren ganz versunken war.

Die alte Magd, die sehr gern Kinder hatte, unterhielt sich mit Paulinchen und streichelte sie zärtlich; ich rief sie zu mir und begann ihr auseinander zu setzen, welches meine Plane in Anbetracht des Kindes waren. Endlich wies ich sie an, das kleine Mädchen sorgfältig zu waschen und ihm dieselben Kleider anzulegen, die mein verstorbenes Kind während der letzten Lebenszeit getragen. Sie möchte sich damit beeilen, sagte ich, denn mein Freund, der Doktor Vloebergs, müßte gleich kommen; es lag mir daran, ihm das neue Paulinchen völlig nach meinem Wunsche gekleidet zu zeigen.

Nachdem ich mich überzeugt, daß sie meine Absicht klar begriffen, ging ich nach unten zu dem alten Mann, der eben seine Mahlzeit beendet hatte und sich lebhaft

bedankte. Ich führte ihn in den Garten und spazierte eine Zeitlang mit ihm auf und ab; wir sprachen natürlich über das veränderte Schicksal von Thereschen Bloempap, die nun Pauline van Hochfeld geworden war und ich versprach ihm eine nach viel reichlichere Belohnung als die anfangs in Aussicht genommene, wenn er mit gutem Willen und Bescheidenheit mir behilflich sein würde bei der Ausführung meines Vorhabens. Wir wollten also nun in's Haus zurückkehren, damit er sein Enkelchen noch einmal sehen und von ihm Abschied nehmen sollte. Er müßte sich bezwingen und keine Trauer an den Tag legen. Nach 14 Tagen solle er kommen, die Kleine zu besuchen. - Wenn er inzwischen irgend Etwas nöthig habe, so möge er sich an meinen Notar in Brüssel wenden, welcher Anweisung erhalten würde, ihm jedes billige Gesuch zu gewähren.

Als wir nach oben kamen, fanden wir das Kind ganz angekleidet, in weißer Seide, rothe Stiefelchen an den Füßen und das blonde Haar in Locken auf den Schultern; es stand vor einem großen Spiegel und jubelte laut vor Freude und Verwunderung.

Als ich es bei seinem neuen Namen nannte, wandte es sich um. Ein lauter Ausruf der Ueberraschung entfuhr mir, ich war so verwirrt, daß ich mich auf einen Stuhl fallen ließ und stumm und zitternd das kleine Mädchen ansah, als ob wirklich mein todttes Kind aus dem Grabe erstanden sei.

Der alte Mann nahm Abschied von Paulinchen, sie umarmte ihn herzlich, zeigte jedoch keine Betrübniß über sein Fortgehn; wohl fragte sie ihn, wann er wiederkehren würde, als er darauf 14 Tage nannte, erschien ihr die Zeit durchaus nicht lang.

Darauf führte ich ihn die Treppe hinab und geleitete ihn bis auf die Landstraße, wo ich ihm Adieu sagte.

Inzwischen war die Stunde herangekommen, in der, seit unserm Unglück, der Doktor Vloebergs mich täglich zu besuchen pflegte. Heute konnte ich vor ungeduldiger Aufregung seine Ankunft kaum erwarten und sah die Chaussee entlang, ob ich seinen Wagen nicht in der Ferne entdeckte. Richtig, eben wurde er sichtbar und eilig kehrte ich in's Haus zurück, um ihn dort zu empfangen.

Nachdem er am Thor ausgestiegen war und mir die Hand gedrückt hatte, sagte ich ihm mit einer freudigen Aufregung, die ihn nicht wenig in Erstaunen setzte:

»Ach Vloebergs, es ist mir etwas Sonderbares, etwas Unbegreifliches geschehn, das mich vor Freude und Hoffnung fast verwirrt. Vielleicht wird meine arme Frau nun dennoch genesen!«

»Genesen? genesen?« murmelte der Doktor« indem er traurig den Kopf schüttelte. »Doch lassen Sie hören, was wollen Sie damit sagen?«

»Erlauben Sie, daß ich Sie erst nach oben führe und Ihnen dasjenige zeige, worauf sich meine letzte Hoffnung

gründet. Später wollen wir dann in ein Zimmer gehn und werde ich Ihnen auseinandersetzen, welchen Plan ich mir geschaffen.«

Ohne etwas zu sagen, folgte er mir die Treppe hinauf.

Das Kind stand noch vor dem Spiegel, den Rücken der Thür zugewendet.

»Paulinchen,« rief ich, »hier kommt der Herr Doktor, der gern ein Händchen von Dir haben möchte!«

Sie wendete sich um, und kam uns entgegen.

Der Doktor stieß einen Schrei des Erstaunens aus, wankte zwei Schritte zurück und erhob überrascht beide Hände. Sein Blick schweifte fragend von dem Kinde zu mir herüber, ich legte den Finger an die Lippen, ihm Vorsicht empfehlend, damit das Kind nicht erschreckt würde, während er verwundert flüsterte:

»Paulinchen? Paulinchen? Gerechter Himmel was ist denn in aller Welt hier geschehen?«

Das Mädchen näherte sich ihm, streckte ihm die Hand entgegen und sah ihn an mit einem Blick, der ihn sichtbar ergriff. Dann sprang sie auf mich zu, legte mir die Arme um den Nacken und sagte liebkosend:

»Väterchen — lieb, ich muß dich Etwas fragen, worüber ich die ganze Zeit nachgedacht. Der Großvater hat mir gesagt, daß ich auch eine neue Mutter haben solle. Wo ist sie denn? Ich möchte sie so gern sehn! Ist es eine Dame mit schönen Kleidern?«

»Ja gewiß,« antwortete ich« »eine schöne Dame, so gut und freundlich! Spiel jetzt nur weiter, Paulinchen, du wirst deine Mutter wahrscheinlich heute noch sehn.«

»Ach das ist hübsch! Wie froh will ich dann sein!« jauchzte sie.

Ich ging mit dem Doktor in den Saal hinunter. Dort erzählte ich ihm Alles, was mir an dem Tage geschehen war und wie der Direktor des Irrenhauses mir gesagt hatte, daß, wenn man meiner Frau das Verlorene wiedergeben könne, sie vielleicht genesen würde. Nun rief ich das Urtheil des Arztes an in der Frage, ob der mächtige Eindruck, den er sowohl wie ich empfunden, uns keinen Grund gab zu erwarten, daß das Erscheinen des Waisenkindes, wie die verstorbene Pauline gekleidet und ihr gleichend wie ein Tropfen Wassers dem andern, nicht auch auf meine Frau eine große vielleicht rettende Wirkung ausüben könnte.

Er sann eine Weile nach und sagte dann lebhaft:

»In der That, man muß es versuchen; in dem hoffnungslosen Zustand, wie er jetzt besteht, ist keinesfalls etwas Gewagtes dabei, und wer weiß . . . Die Wissenschaft ist nicht ohne Beispiele von ähnlichen Fällen . . . Wir wollen keine Zeit verlieren, ich gehe jetzt gleich zu dem Direktor der Anstalt um mich mit ihm zu verständigen über die Sache. Bereiten Sie indessen das kleine Mädchen vor, sie muß ihrer Frau Liebkosungen

erweisen, sie mit dem Namen Mutter nennen, damit die Wirkung eine möglichst tiefe und innige sei.«

»Seien Sie deßhalb unbesorgt,« erwiderte ich, »Das Kind ist außerordentlich sanft und liebevoll, und, wie Sie selbst gehört haben, es liebt jetzt schon seine neue Mutter. Und ich werde nichts versäumen, damit es seine Rolle ausreichend erfasse, hängt doch das Glück meines Lebens, die Rettung meiner Frau einzig davon ab.«

»Nun wohl denn, ich gehe sofort,« rief der Arzt.

»Ist die arme Lebende gegenwärtig in ihrem ruhigen Zustande, so müssen wir heute noch den Versuch wagen!«

VI.

Sobald der Doktor mich verlassen hatte, um mit dem Direktor des Irrenhauses zu berathen, kehrte ich zu der kleinen Pauline zurück. Ich gab zunächst der alten Magd meine Absicht zu erkennen und mit ihrer Beihilfe suchte ich dem Kinde begreiflich zu machen, was ich von ihr verlangte. Heute würde es wahrscheinlich die neue Mutter sehn, es müsse sehr freundlich sein, sie umarmen und vor Allem mit dem Namen Mutter begrüßen. Die arme Frau sei so schwer krank gewesen, sagte ich, und habe solchen Kummer gehabt! Auch jetzt sei sie noch nicht genesen und würde vielleicht beim Anblick des Kindes, nach dem sie so sehr verlange, aufgereggt und vor Glück und Freude außer sich sein. Paulinchen dürfte sich darüber nicht verwundern, noch erschrecken, im Gegentheil müsse sie dann, um die kranke Mutter zu trösten, derselben noch mehr Liebe erzeigen.

Unser Zureden war überflüssig; Paulinchen, welche innig wünschte, ihre neue Mutter zu sehn und zu umarmen, begriff sofort was wir wollten, und war sehr bereit, uns entgegenzukommen.

»Ja« Väterchen,« rief sie, »bring' mich nur bald zu meiner lieben Mutter, ich will mich auf ihren Schooß setzen und sie küssen und drücken, daß sie gleich sehn

wird, wie lieb sich sie habe.«

Nach einer guten halben Stunde kehrte der Arzt zurück mit der Nachricht, daß der Direktor unserer Ansicht zustimme und uns dort erwarte. Es sei rathsam, so wenig Zeit als möglich zu verlieren, denn Frau van Hochfeld schien an diesem Tage sehr ruhig zu sein, und man konnte nicht wissen, wie lange dieser günstige Zustand andauern würde.

Eilig ließ ich das Kind fertig machen, und gab Befehl, den Wagen anzuspannen; wenig Minuten nachher fuhren wir dem Irrenhause zu.

Das Herz schlug mir laut vor freudiger Hoffnung und ich blickte dankend zum Himmel, als ob ich die heißersehnte Wohlthat bereits erhalten hätte. War ich doch auf dem Wege, meine geliebte Frau dem dunklen Abgrund des Wahnsinns zu entreißen! Wieder sollte sie mir zur Seite stehn, mit dem klaren Bewußtsein meiner Liebe zu ihr, mein Leben erhellend durch den Glanz ihrer Gegenliebe!

Um nicht von dem Kinde verstanden zu werden, unterhielt ich mich in französischer Sprache mit meinem Freunde; ihn erschreckte die Festigkeit meines Glaubens an das Gelingen unseres Planes, er bemühte sich sogar, mich gegen eine sehr mögliche Täuschung zu waffnen, doch gelang es ihm nicht, einen Zweifel in mir zu erwecken.

Bald sahen wir die Gebäude der Anstalt vor uns liegen. Eilig wiederholten wir der kleinen Pauline alle vorhergegangenen Anbefehlungen, das gute Kind beruhigte uns vollständig über die Art und Weise, in der sie bei dem entscheidenden Versuch sich verhalten würde und so stiegen wir getrost und hoffnungsvoll vor dem Thore aus dem Wagen.

Der Direktor, der uns in Empfang nahm, führte uns in einen Saal zu ebener Erde, ließ die Kleine auf einen Stuhl niedersitzen und winkte uns dann in eine Ecke, um mit uns noch einmal Rath zu nehmen.

Nach seiner Ansicht war es empfehlenswerth, die Kranke in ihrem Zimmer einigermaßen vorzubereiten durch die Nachricht, daß das Kind wiedergefunden sei, da er fürchtete, daß der Schlag sonst ein zu heftiger sein und sie zu tief erschüttern würde. Außerdem mußte der Fall bedacht werden, wenn sie merken sollte, daß man sie betrog und ein fremdes Kind unterschob, würde sie da nicht in einen Ausbruch von Raserei verfallen und sich zu rächen suchen? In blinder Wuth konnte sie möglicher Weise zu Gewaltthätigkeiten übergehn und das unschuldige Mädchen ihr zum Opfer werden.

Mein Freund Vloebergs und ich machten dagegen geltend, daß wir eben auf die Heftigkeit des hervorzubringenden Schlages alle unsere Hoffnungen gründeten, und daß gerade das Plötzliche und Unerwartete die Umkehr der Krankheit zu Wege bringen

müsse.

Der Direktor zuckte die Achseln und sagte ungläubig:

»Sie wollen den Versuch wagen? Auf ihre eigene Verantwortlichkeit denn, meine Herren, Gott gebe, daß Sie Ihr zu großes Vertrauen nicht zu bereuen haben. Frau van Hochfeld ist kränker als Sie glauben, und in ihren Wuthanfällen ist sie so stark, daß zwei robuste Männer sie kaum hindern können, ein Unglück anzurichten. Vor Allem wird es also nöthig sein, sie selbst jetzt, hier im Saal, unter Aufsicht einiger Wärter zu stellen, und sie, meine Herren, müssen darauf gefaßt sein, das Kind gegen etwaige Angriffe zu schützen . . . Nun halten Sie sich bereit, ich gehe, Frau van Hochfeld zu holen.«

Seine entmuthigenden Worte hatten sich mir wie Eis ums Herz gelegt, gesenkten Hauptes und zitternd stand ich da. Wie veränderlich und leicht bewegt ist das menschliche Gemüth; vor wenig Minuten noch so hoffnungsvoll, war ich jetzt niedergeschlagen und muthlos und schauderte vor ihrer Ankunft.

»Geben Sie Acht, da sind sie,« flüsterte nach einigen Minuten der Doktor.

Wirklich, ich hörte im Gang das Geräusch von Fußritten. Mit der äußersten Anstrengung raffte ich meinen Muth zusammen und beharrte fest in meinem Entschluß, den Versuch so durchzuführen, wie wir ihn entworfen und überlegt hatten, es koste, was es wolle.

Da sah ich sie denn herankommen, meine arme Maria, inmitten von zwei Wächtern. Wie bleich war sie, wie gläsern und sinnlos ihre einst so schönen Augen! Ich fühlte, wie die heißen Schmerzesthränen mir über die Wangen rollten, doch bezwang ich meine Aufregung.

Maria sah mich aus der Ferne an, ein mattes Lächeln schwebte über ihre Lippen, das Herz zitterte mir vor Freude, sie hatte mich also erkannt aber dieses schwache Zeichen von Bewußtsein war eben so schnell wieder verschwunden. Widerstrebend näherte sie sich, ihre Blicke schienen zu fragen, was denn die Fremdlinge von ihr wollten.

Jetzt ergriff ich ihre Hand, zog sie an mich und rief lebhaft:

»Maria, liebe Maria, kennst du mich nicht? Ich bin ja dein Freund, dein Gatte! Ich bringe dir eine glückliche Nachricht, unser Kind, unsere Pauline ist wiedergefunden, frisch und gesund wie eine Rose. Sieh doch nur, dort ist unser Liebling, sieh wie sich die kleinen Arme dir entgegen strecken.«

Mit einem Schrei sprang Maria zurück, sie hielt den flammenden Blick auf das Kind gerichtet, ein ungläubiges Lächeln erschien in ihren Zügen und sie streckte beide Hände vor, wie um die trügerische Erscheinung von sich abzuwehren.

Ein verzweifelter Angstruf entfuhr mir, alle Zuschauer

dieses schmerzlichen Schauspiels erbleichten. Wie düster es auch in dem Gehirn der armen Wahnsinnigen sein mochte, in ihrem Mutterherzen herrschte noch Klarheit! Ach, unser letzter, unser äußerster Versuch war mißglückt, sie mußte den Betrug erkannt haben!

Da ging, auf ein Zeichen des Arztes, die kleine Pauline zögernd auf die Kranke zu. Diese fuhr mit einem Ausdruck von Haß und Entsetzen zurück und drängte sich gegen die Wand. Wir ermuthigten das Kind, ungeachtet seiner Verwirrung auszuführen, was wir ihm eingeschärft.

Plötzlich schien die Kleine einen Entschluß zu fassen; sie streckte die Aermchen aus, ging noch einige Schritte auf die Kranke zu und rief mit ihrem süßen, flehenden Stimmchen;

»Ach Mutter, liebe Mutter, sei mir doch nicht böse, ich habe dich ja so lieb!«

Das mächtige Wort »Mutter« erfaßte Maria tief und gewaltig. Sie begann zu beben wie ein Rohr, sah noch einen Augenblick die kleine Pauline an, stieß einen Freudenschrei aus, der im Saal wiederhallte, nahm dann das Kind in ihre Arme, hob es auf vom Boden, drückte es an ihr Herz, küßte es unzählige Male, wankte vor Rührung auf den Füßen und brach endlich wie ohnmächtig auf einem Stuhle zusammen.

Der Direktor trat auf sie zu, sie aber, in der Furcht, daß

er ihr die Kleine nehmen könnte, sprang ans und flüchtete mit ihr nach einer andern Ecke des Saals.

»Mein Kind, mein herziges Paulinchen!« rief sie zwischen immer wiederholten Küssen, Du lebst, ich habe dich wieder, süß und reizend wie zuvor! Laß mich dich fest halten, mein Engelchen. O Gott ich danke dir, daß du mir das Licht meiner Augen, die Freude und Wonne meines Herzens zurückgeschenkt! Mein Liebling! mein Kind, schling deine Aermchen um meinen Hals, bleibe so ewig an dem Herzen deiner glücklichen Mutter!«

Wir verhielten uns alle still und ließen sie eine Zeitlang ihre Freude und Liebe ergießen. Die kleine Pauline schien sich nicht mehr zu fürchten, man hätte glauben sollen, daß sie froh und stolz war über die fieberhafte Zärtlichkeit, welche ihre neue Mutter ihr erwies.

Ich wußte nicht, was ich hoffen oder fürchten sollte, der Zweifel marterte mich unsäglich. Mehr als einmal hate ich schon eine Bewegung gemacht, um zu meiner Frau zu gehen, doch hatte der Arzt mich immer wieder zurückgehalten.

Großer Gott, wie begann mein Herz zu schlagen! Jetzt nannte Maria meinen Namen! Sie erkannte mich also? Sollte in Folge der heftigen Erschütterung ihr Verstand sich ganz aufgeklärt haben?

Der Direktor hatte sich ihr wieder nähern wollen, doch als ob er ihr einen übergroßen Schrecken einflöße« rief

sie mir jetzt flehend zu:

»David, o David, schütze mich vor diesem Menschen! Er will noch einmal unser Kind rauben, aber er soll es versuchen! Eher lasse ich mir die Arme ausreißen!«

Ich trat zu ihr hin, setzte mich neben sie auf einen Stuhl, erfasste ihre Hand und suchte sie durch zärtliche Worte zu überzeugen, daß ihre Furcht unbegründet, da wir nur von Freunden umgeben. Ich sagte ihr, daß der Kummer über den Verlust unseres Kindes sie krank gemacht, daß sie nun aber genesen würde, ja schon genesen sei. Aufmerksam und erfreut lauschte sie meinen Worten, nach und nach erkannte sie auch unsern Arzt und reichte ihm freundlich die Hand.

Allmählich verlor ihre Aufregung sich gänzlich; wohl hielt sie noch immer das Kind fest an ihr Herz geschlossen, doch sprach sie in voller Ruhe mit uns und selbst mit dem Direktor. Auf ihre wiederholten Fragen, wie und wo wir Paulinchen gefunden, erzählten wir ihr eine vorbereitete Geschichte, bei deren Einzelheiten sie das Kind immer von Neuem mit Zärtlichkeiten überhäufte.

Was indessen meine arme Frau redete, war nicht geeignet mich glücklich zu machen, aus jedem ihrer Worte erkannte man deutlich, daß sie irrsinnig war, wie zuvor. Der einzige Wechsel, der mit ihr vorgegangen, bestand in der verhältnißmäßigen Ruhe, welche die

Hoffnung bei uns erweckte, daß die Anfälle von Tobsucht fortan aufhören würden. War ja doch die Ursache derselben jetzt gehoben, wenigstens in ihrer Einbildung.

Ich hätte jubeln und Gott danken sollen für diese glückliche Wendung, ach, und doch konnte ich nur mühsam meine Thränen zurückhalten. Meine Frau sollte also verrückt bleiben, welch trost- und hoffnungsloser Gedanke!

Wie traurig ich auch sein mochte, empfand ich doch mit dankbarem Herzen, daß die Ruhe bei der Kranken immer mehr zunahm; ging sie doch jetzt plaudernd mit Paulinen im Zimmer auf und ab. Auch ihr Bewußtsein schien sich einigermaßen aufzuklären, sie erinnerte uns an einzelne kleine Vorfälle aus den Tagen, die der Krankheit vorhergingen, sprach von unserm Landgut, von den Mägden und von meinem Vater. Aber sie brachte Alles mit einer so kindischen Manier und so vielen Abschweifungen des Geistes vor, daß meine schmerzliche Ueberzeugung nur dadurch verstärkt wurde.

Als wir, nach Verlauf einiger Stunden, endlich daran denken mußten, die Anstalt zu verlassen, geriethen wir in große Verlegenheit. Daß meine Frau um keinen Preis zu bewegen sein würde, sich gutwillig von dem Kinde zu trennen, lag außer aller Frage, und an ein gewalthätiges Einschreiten war nicht zu denken, wenn man die alten Zustände nicht in erneuter Heftigkeit zurückrufen, ja selbst ihr Leben in Gefahr bringen wollte.

Mein Freund, der Doktor und ich, traten mit dem Direktor in ein anstoßendes Zimmer, um uns zu berathschlagen, und was auch der Direktor dagegen einwenden mochte, wir beschlossen endlich, Maria mit nach Haus zu nehmen. Es konnte gefährlich sein, besonders während der Nacht, doch ließen sich ja ausreichende Vorsichtsmaßregeln treffen. Der Direktor sollte uns einen seiner gewandtesten und tüchtigsten Wärter zum Landgute senden, um die Nacht dort zuzubringen und ich würde zwei Dienstmädchen und einen Bedienten in Nebenzimmern schlafen lassen, um sie im Augenblick der Noth gleich bei der Hand zu haben . . . und wenn es sich dann nöthig und unvermeidlich erweisen sollte, so müßten wir in Gottes Namen die Kranke nach der Anstalt zurückbringen.

Nachdem wir diesen Beschluß gefaßt hatten, kehrten wir in den Saal zurück, und ich sagte im fröhlichem Ton:

»Maria, wir gehen nach Haus. Du sollst in unserm schönen Garten mit Paulinchen umherspazieren, Alles soll sein wie zuvor.

Sie stieß einen Freudenschrei ans und legte ihren Arm um meinen Hals.

»O David!« rief sie aus, »Du willst mich erlösen? Ich darf mit dem Kinde nach Hause zurückkehren? Ja, nun bin ich genesen. Ich wagte es nicht zu hoffen, aber nicht wahr, David, du hast mich immer noch lieb? Ach wie

glücklich werden wir sein! Komm, Paulinchen, komm; in meinem Schrank liegt ein Kleidchen von himmelblauem Atlas für Dich, das du noch nicht gesehn hast. Ich will es Dir anzieh'n und dir einen Kranz von goldenen Blumen aufsetzen; und Flügel von Spitzen will ich dir machen, Du sollst schön und bezaubernd sein, und fliegen können wie ein Engelchen im Himmel!«

So jubelnd folgte sie uns an das Thor, wo man eben beschäftigt war, unsern Wagen anzuspannen.

Dem Direktor drückte sie freundlich die Hand, grüßte auch ihre Wärter, gab jedoch sorgsam Acht, daß Pauline zuerst in den Wagen stieg; offenbar fürchtete sie noch immer, von dem Kinde getrennt zu werden.

Unterwegs zeigte sie sich sehr heiter und erfreut, das Landhaus wiederzusehn, auch beschäftigte sie sich fortwährend mit dem Kinde, ordnete seinen Anzug, wand seine Locken um ihre Finger und streichelte es unaufhörlich. Die kleine Pauline war in der That ein verständiges, geduldiges Geschöpfchen, denn sie ließ alle die fieberhaften Liebkosungen ruhig über sich ergehn. und wenn meine Frau Etwas sagte oder fragte, das unser Geheimniß in Gefahr bringen konnte, schwieg Paulinchen oder fing von etwas Anderem zu plaudern an. Das gute Kind hatte seine Aufgabe wohl begriffen, und spielte mit Behendigkeit und Geschick die ihm zugewiesene Rolle.

Wir brachten meine Frau und Paulinchen nach oben und ließen sie in dem großen Zimmer nach Herzenslust spielen und sich herumtreiben; waren es doch beide Kinder, und das kleinste wahrlich nicht das unverständlichste.

Alle Spielsachen, alle Kleiderchen, Korallen- und Perlenschnüre des verstorbenen Kindes wurden hervorgeholt, Paulinchen wurde geschmückt, geputzt und auf alle mögliche Weise frisiert. Meine arme Frau jauchzte, sang und tanzte mit so kindischer Ausgelassenheit, daß der Anblick ihrer Freude mir das Herz beklemmte.

Ich zog mich in ein anderes Zimmer zurück, und vergaß, dort in der Einsamkeit einen Strom bitterer Thränen. Der Doktor folgte mir, und es gelang ihm, mir einigen Muth zurückzugeben. Er suchte die Hoffnung in mir zu wecken, daß der Verstand meiner Frau nach und nach zurückkehren werde. Vorläufig, meinte er, würde sie schwachsinnig bleiben, aber nach und nach würde das Bewußtsein so klar werden, daß jede Furcht vor heftigen Anfällen schwinden müsse. Und war es nicht in der That eine große Hauptsache, daß sie glücklich und befriedigt ein stilles Leben führen würde? . . . Er hatte Recht, mein guter Freund, aber, o Himmel, eine schwachsinnige Frau für immer! Welche Aussicht in die Zukunft!

Der Arzt verließ uns jetzt, um nach seinen andern Kranken zu sehn.

Während ich nun die Mägde mit meinen Anordnungen nach oben sandte, versammelte ich noch einmal die übrige Dienerschaft, um Allen nicht allein Wachsamkeit und Sorgfalt für die kommende Nacht, sondern mehr noch Vorsicht für die Zukunft überhaupt anzuempfehlen. Wer in Gegenwart meiner Frau ein unüberlegtes Wort sprechen, oder sich nicht so verhalten würde, als wenn die kleine Pauline wirklich unser wiedergefundenes Kind sei, der müßte denselben Augenblick sofort das Hans verlassen.

Im Laufe des Tages und Abends hielt ich mich meistens in der Nähe des Zimmers auf, in dem meine Frau sich mit dem Kinde befand. Wiederholt umarmte sie mich mit Worten des Dankes, während ich versuchte, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen; ach nur zu oft verlor sich der kranke Geist in kindischen Abschweifungen, die vielleicht einen unbefangenen Zuhörer zum Lachen gebracht hätten, mich aber in Angst und Verzweiflung erzittern ließen.

Als es schon ziemlich spät geworden und das vom Spielen müde Kind auf dem Teppich eingeschlummert war, legte Maria es in sein Bettchen. Ich suchte unter irgend einem Verwand, sie zu veranlassen, sich in ein anderes Zimmer schlafen zu legen, allein daran war nicht zu denken. Dicht neben der Kleinen ging sie zur Ruhe und war bald darauf fest eingeschlafen.

Die Nacht verging ohne Unfall; zweimal stand Maria

auf, um nach dem Kinde zu sehn, doch kehrte sie alsbald leise wieder in ihr Bette zurück.

Des Morgens in aller Frühe fand ich die Beiden wieder fröhlich spielen.

So vergingen viele Tage, selbst Wochen, ohne daß in dem Geisteszustand ein anderer Wechsel bemerkbar gewesen wäre als die immer zunehmende Ruhe. Ich war fest überzeugt, daß ihr Glück und Leben von der Fortdauer der Täuschung abhingen, ja es erschien mir nicht zweifelhaft, daß die Wuthanfälle sofort zurückkehren würden, wenn sie jemals von dem Betrüge Kenntniß erhielt, den man in Anwendung gebracht.

In diesem Bewußtsein sparte ich keine Mühe, sie gegen die geringste Unvorsichtigkeit zu schützen. Keinen Augenblick wagte ich das Haus zu verlassen und bewachte die Dienstboten mit einer Aufmerksamkeit, die mich endlich übermäßig abspannte und aufregte.

Viele Bekannte kamen täglich, aus Brüssel und der Umgegend des Gutes, um meine Frau zu besuchen. Sie hatten natürlich den Tod unseres Kindes erfahren und wußten auch ohne Zweifel von unserm doppelten Unglück mehr als sie zeigten. Es war mir nicht allein peinlich, so oft mit der Neugierde dieser Leute zu thun zu haben und immer dieselben Redensarten anzuhören und zu wiederholen, sondern ich erschrak noch mehr vor dem Gedanken, daß es mir nicht möglich sein würde, so

unausgesetzt über meine Frau zu wachen.

Noch hatte ich mich keinen Schritt von dem Gute entfernt; mein kranker Vater flehte mich an, ihn zu besuchen, meine geschäftlichen Angelegenheiten erheischten dringend meine Anwesenheit in Brüssel. Und dennoch durfte ich Maria keinen Augenblick verlassen.

Dieser Nothstand brachte mich endlich zu einem entscheidenden Entschluß; ich ließ meinen Notar kommen und theilte ihm mit, daß ich irgendwo, weiter von Brüssel entfernt, etwa in Westflandern, ein Gut anzukaufen wünsche.

Alle unsere Leute, mit Ausnahme der alten Magd, wollte ich fortschicken und Niemanden in Dienst nehmen oder überhaupt zulassen, dem unsere früheren Verhältnisse nicht völlig fremd seien. Also von der ganzen Welt getrennt, wollte ich mein ganzes Leben daran setzen, über der Ruhe und dem Glück meiner Frau zu wachen, alle feindlichen Störungen abzuwenden und meine eigne Befriedigung nur in meiner aufopfernden Liebe zu suchen.

Dem Notar gelang es bald, eine passende Besetzung ausfindig zu machen; am 17. August 1836 siedelten wir über nach Westflandern.

22. Mai 1850.

Nachschrift beigefügt für Herrn Sommer:

Vierzehn Jahre sind verflossen, seit ich die

Aufzeichnung meiner Prüfungen niederschrieb; es erging meiner armen Frau diese Zeit hindurch, wie mein Freund Vloebergs varhergesagt. Ihr Geist ist mehr und mehr zur Ruhe gekommen und die kleinen Vorfälle des täglichen Stillebens übersieht sie mit verhältnißmäßiger Klarheit. Ich durfte selbst wagen, sie in die Gesellschaft rücksichtsvoller Freunde zu bringen, die, wie Herr Sommer, zwar wohl ihr geistiges Unvermögen bemerkten, aber zartfühlend genug waren, darüber zu schweigen.

Gleich das erste Mal, da Herr Sommer seinen Sohn bei uns einführte, bekümmerte mich der Gedanke, daß zwischen Friedrich und Paulinen eine tiefere Neigung entstehen möchte. Ach, warum habe ich damals die aufkeimende Liebe nicht sogleich erstickt! Mein Freund Sommer würde mich vielleicht verstanden und mir geholfen haben.

Aus Mitleiden jedoch mit Pauline, die ein gar so einsames Leben führt, und in der Hoffnung, daß es sich nur um ein gegenseitiges freundschaftliches Begegnen handle, gab ich nach und empfing den jungen Herrn Sommer gern in meinem Hause.

Als ich meinen Irrthum erkannte, war es zu spät; ich konnte Friedrich nicht mehr abweisen, ohne, wenigstens scheinbar, seinen Vater zu beleidigen und beider Freundschaft zu verlieren.

Was war nun die unabwendbare Folge meiner Schwäche? Ein Heirathsantrag, nicht wahr? Der Gedanke hat mich Monatelang geängstigt und mir manche Nacht den Schlaf verscheucht. Auch meine Frau scheint seit einiger Zeit unruhiger zu werden, Gott verhüte, daß ihr Zustand sich verschlimmere. Die Hochzeit Paulinens würde die öffentliche Abkündigung in der Kirche nothwendig machen, Jedermann würde den Namen Therese Bloempap erfahren und so wissen, daß Pauline unser Kind nicht ist.

Vielleicht ließe sich ein Mittel finden, meiner Frau die Kenntniß dieser Abkündigung zu entziehen, aber sie muß ja auch den Ehecontract unterzeichnen. Wird ihr der Name Therese Bloempap da nicht als eine schreckliche Enthüllung in die Augen springen und die Täuschung verschwinden machen, auf der seit mehr als 14 Jahren ihr Lebensglück basiert? Welch' tödtlicher Schlag wäre das für sie und für mich! Ich kann nur zitternd diese quälende Erwägung niederschreiben. Möge mein Freund Sommer den Schmerz und die Verzweiflung seines Sohnes einem Manne verzeihen, der so vieles gelitten hat und auch jetzt noch der Slave eines unerbittlichen Schicksals ist.

Herr Sommer hatte das Lesen der Handschrift beendet. Den Blick darauf geheftet, blieb er noch lange in tiefe Gedanken versunken.

Nach einer Weile richtete er sich auf, rieb sich die Augen und sah verwundert auf seine feuchte Hand.

»Wahrhaftig, ich habe geweint,« brummte er.

Trauriges Schicksal in der That! Unglücklicher Hochfeld, welches Leben! Ewig auf Wache stehn bei einer Verrückten! Beide sind Opfer der Liebe, er sowohl wie die arme Frau! Wie und ich sollte nicht das Möglichste versuchen, um zu verhindern, daß diese mächtige, diese unbesiegbare Herrscherin neue Opfer fordere? Die Ehepakten? Der Bürgermeister ist mein alter Freund, er wird in Alles willigen und uns nach Kräften beistehn, um Unglück zu verhüten. Da wird Frau von Hochfeld nichts ahnen . . . Ja, ja; aber der schlechtklingende Name? Theresia Bloempap! Wie kann man nur in aller Welt so heißen! Und doch, wenn ihr Name das einzige Hinderniß wäre! Aber da ist noch manch festerer Knoten durchzuhauen!«

Er sprang auf, riß heftig an der Schelle und rief dem eintretenden Bedienten entgegen:

»Baptist, bring mir Hut und Ueberrock, ich muß augenblicklich ausgehn!«

Gleich darauf lief er eiligst aus dem Hause die Handschrift unter dem Arm.

VII.

Als Herr Sommer nach Verlauf von zwei Stunden das Landhaus seines Freundes Hochfeld verließ und sich heimwärts wendete, sah er plötzlich bei einer Biegung des Weges einen jungen Mann gesenkten Hauptes und wankenden Schrittes in der Ferne auf sich zukommen.

»Potz Velten!« rief er aus« »das ist mein Sohn! Und ich glaubte ihn in Gent. Was das nur heißen soll? Wie niedergeschlagen er aus sieht, der arme Junge! Soll mich wundern, wie er die neuesten Nachrichten aufnimmt; Vorsicht ist immer gut. Jetzt macht die Liebe ihn blind, aber wird er nicht später seinen übereilten Schritt bereuen? Ich bin sein Vater und muß klar sehen für ihn mit!«

So zu sich selbst sprechend, näherte er sich seinem Sohne und weckte ihn aus seinen Träumen durch die Frage:

»Nun« nun, Friedrich, wo kommst du denn her und was hast du hier verloren?«

»Ach, Vater,« seufzte der junge Mann in schmerzlichem Ton; »ich war schon ziemlich weit auf dem Wege nach Gent, aber der Gedanke, daß ich mich von Paulinen entferne, quälte mich zu sehr. Ich sah sie im

Geiste vor mir, wie sie mich um Trost und Hilfe anrief, sie trauerte, sie weinte, sie wurde krank. Das war stärker als mein Wille, lange habe ich gekämpft, aber ich bin zu Boden geworfen. Hier, wo sie leidet, muß ich leben, überall sonst erstickt mich die Luft . . . Ach Vater, gib mir einigen Muth, einige Hoffnung! Ich bin so unglücklich, daß ich den Verstand darüber verlieren könnte!«

»Nun, nun, mein Sohn,« sagte Herr Sommer, »nimm Dich doch zusammen. Die Sache steht nicht mehr so schlecht als Du meinst. Ich komme eben vom Herrn van Hochfeld.«

»Du hast ihn gesehen und gesprochen?«

»Jawohl, und ich habe neue Nachrichten.«

»O Gott sei Dank, Du hast gute Nachrichten,« jubelte Friedrich, seinem Vater um den Hals fliegend.

Dieser aber entzog sich der lebhaften Dankesbezeugung, faßte die Hand seines Sohnes und sagte sehr ernst:

»Friedrich, ich kann dir die gute oder vielleicht auch üble Neuigkeit nicht mittheilen, wenn du mir nicht vorher versprichst, sie in aller Ruhe erwägen zu wollen. Wir wollen langsam nach Hause zurückkehren, höre nur ruhig und verständig auf dasjenige, was ich Dir sagen werde.«

»Ich höre, Vater,« rief der junge Mann, kaum länger im Stande, seine Ungeduld zu bemeistern.

Nachdem Sie einige Schritte weiter gegangen, begann

Herr Sommer:

»Die Heirath, mein Sohn, ist ein Band für das ganze Leben. Eine Verbindung, die man unter dem Einfluß einer jungen, unwiderstehlichen Liebe eingeht, kann man auch dann nicht aufheben, wenn diese Liebe verweht und die Binde von den Augen fällt.«

»Das weiß ich, Vater,« versicherte der Sohn.

»Und die Quelle solcher späten Reue und eines lebenslänglichen Verdrusses ist nur zu häufig die Verbindung von Menschen, deren gesellschaftliche Stellung zu ungleich ist. Du liebst Pauline und wünschst ihre Hand; aber wirst Du nicht anstehn eine Heirath zu schließen mit der Tochter eines . . . eines Steinhauers?«

Der junge Mann sah seinen Vater verwundert an, als begriffe er nicht, was dieser damit sagen wolle.

»Es ist so und nicht anders,« bestätigte Sommer, »sie ist nicht das Kind des Herrn van Hochfeld, sie ist geboren zu Beersel, als Tochter eines armen Steinhauers.«

»Sprichst du wirklich von Fräulein Pauline?«

»Ja, ja, von der schönen, geistvollen und gebildeten jungen Dame. Das scheint Dich zu überraschen und zu betrüben?«

»Es überrascht mich allerdings, aber betrübt mich nicht! Nein, Gott sei Dank, jubelte Friedrich, »nun fürchte ich den Baron von Lortebach nicht mehr, der ist ein hochmüthiger Mensch, und liebte Pauline nur ihres

Geldes wegen. Ich frage nichts nach ihrem Vermögen, im Gegentheil, jetzt kann ich ihr beweisen, daß meine Liebe rein und uneigennützig ist. Ihr Beschützer sein in der Welt, sie glücklich machen ohne andern Lohn als ihre Liebe, — Welch beneidenswerthes Leben! Und wenn ich hart für sie arbeiten wüßte, wie würde ich meine Arbeit segnen!«

»Arbeiten, mein Sohn, wer spricht denn von arbeiten,« brummte der alte Herr. »Der Geldpunkt kümmert mich weiter nicht, aber der schlechtklingende Name; sie heißt Theresia Bloempap! Was sagst Du dazu?«

»Theresia Bloempap!« wiederholte Friedrich, sichtbar erschreckt im ersten Augenblick.

Dann aber schüttelte er den Kopf, wie um sich von einem lästigen Gedanken frei zu machen und antwortete:

»Was thut der Name zum Menschen, Vater? Kennen wir nicht einen hochangesehenen Banquier, welcher Kiekepot-de-Krabbeler zeichnet?«

»Der Name macht es allerdings nicht,« murmelte Herr Sommer; »aber wenn unsere Verwandten und Freunde dich später darüber . . . «

»O Vater wie kannst du nur so etwas sagen?« rief Friedrich. »Wenn Pauline, — oder Theresia Bloempap, das gilt mir gleich, — wirklich meine Frau wird, glaubst du nicht, daß sie deinen Namen mit Ehren und Würde tragen wird? Welche Frau kann sie übertreffen an

Verstand, Milde und Liebenswürdigkeit? Athmet nicht Alles an ihr die Reinheit des Herzens und den Reichthum des Geistes? Wenn du im ganzen Lande umhersuchtest, könntest Du eine bessere Gattin für Deinen Sohn finden? Du hast mir das selbst so oft gesagt, Vater!«

»Das ist allerdings richtig,« gestand Herr Sommer, halb besiegt.

»Und nun,« fuhr der junge Mann fort« »da wir hören, daß sie arm ist, sollen wir sie da verstoßen und einem trübseligen Leben preisgegeben? Ist unser Herz denn falsch? War deine Freundschaft, meine Liebe nur Betrug?«

Herr Sommer ergriff gerührt die Hand seines Sohnes und sagte:

»Friedrich, mein guter Junge, Du willst also wirklich, daß Pauline, oder vielmehr Theresia, Deine Frau werde? Ich meinestheils erkläre mich ganz damit einverstanden, wünsche es sogar von Herzen; aber Du, hast Du Alles wohl erwogen?«

»Ja, ja, Vater, meine Liebe zu ihr ist unvergänglich; und seit ich weiß, daß sie arm ist, würde ich mich selbst verachten, wenn es anders wäre.«

»Dann will ich Dir etwas sagen, das sicher nicht geeignet ist, deinen Entschluß zu ändern. — Theresia ist nicht arm, im Gegentheil, sie bekommt einen ansehnlichen Brautschatz und wird die einzige Erbin van

Hochfelds. Das ist doch eine gute Nachricht, nicht wahr?«

»Ich weiß es nicht Vater; vielleicht! Jedenfalls raubt sie mir einen schönen Traum . . . Aber ist denn jetzt Herr van Hochfeld mit der Heirath einverstanden?«

»Er stimmt zu, und wird es Dir selbst bestätigen. Er erwartet uns, wir werden morgen zu ihm gehen, also . . . «

»Morgen? erst morgen? Weiß denn Pauline, daß das Glück uns so glänzend zulächelt?«

»Sie weiß es nicht, mein Sohn, ich mußte doch vorher Deinen Entschluß kennen.«

»Ach, noch die lange, schreckliche Nacht für sie! Wenn sie nun inzwischen vor Kummer erkrankte?«

»Leider ist sie schon krank, mein Sohn.«

»Sie ist krank, Vater, und wir sollten sie bis morgen leiden, ungetröstet verzagen lassen, während ein einziges Wort von uns sie gesund und glücklich machen kann? Welcher Gedanke! Komm komm, Vater, laß uns eilends zu Herrn van Hochfeld gehen, jede Minute ist eine Ewigkeit von Schmerz für meine arme Braut.«

Und ungeachtet des Widerstandes seines Vaters zog er ihn fort auf den Weg, bestürmte und drängte ihn so lange, bis Herr Sommer endlich seinen feurigen Wünschen nachgab.

So verschwanden sie beide in der schattenreichen

Lindenallee, die zu dem Hochfeldschen Gute führte.

Einige Wochen später wurde eine stille, doch fröhliche Hochzeit gefeiert.

Und am Abend desselben Tages kniete eine schwachsinnige Mutter in einem lichten Augenblicke vor dem Bilde des Erlösers und pries Gott, der ihr geliebtes Kind so glücklich gemacht.

- E n d e -